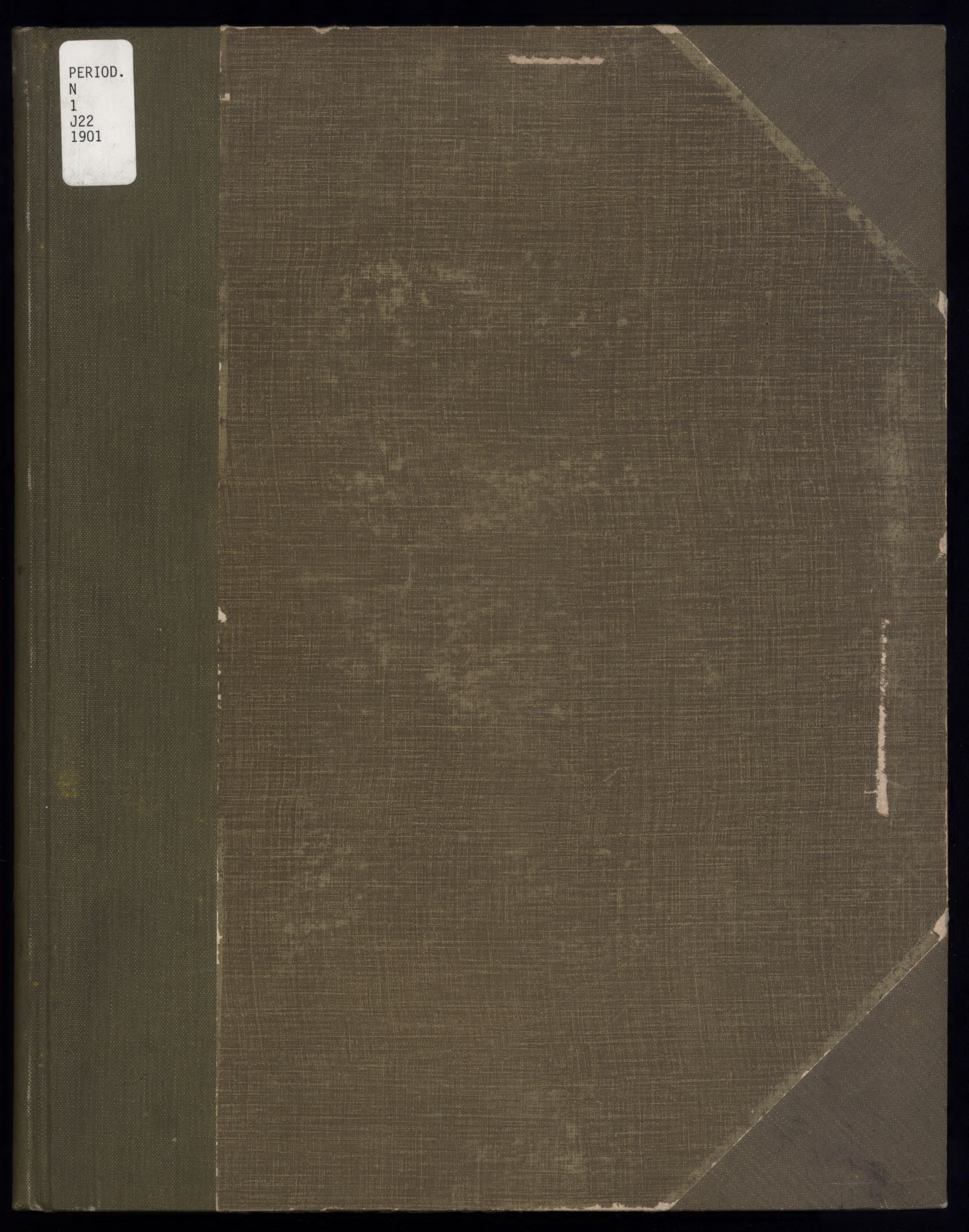
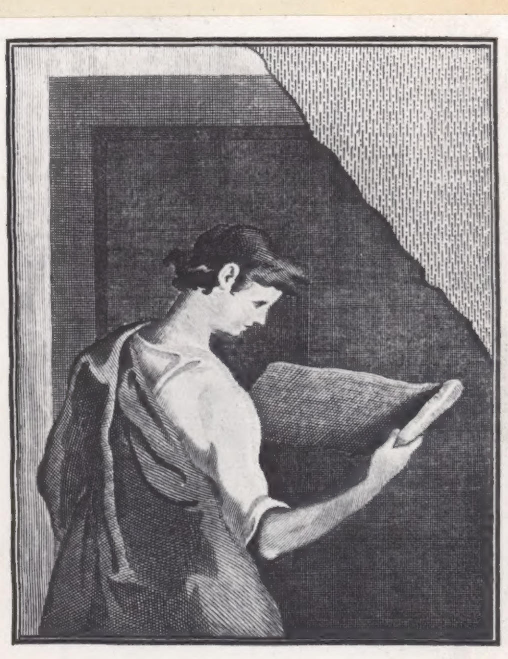
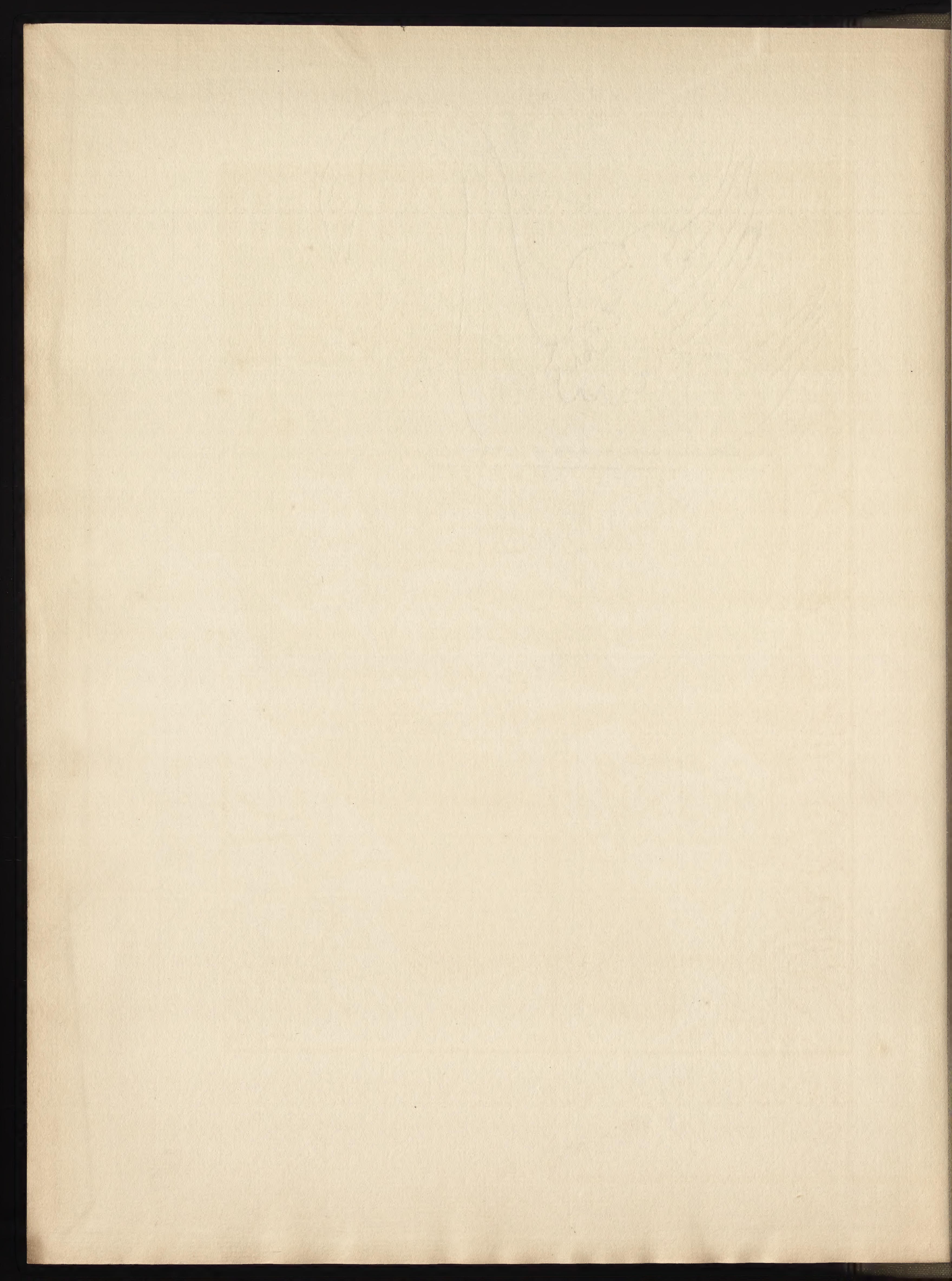

PERIOD.
N
1
J22
1901


F. LOESENER-SLOMAN


THE J. PAUL GETTY MUSEUM LIBRARY



GESELLSCHAFT



HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

JAHRBUCH DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

VII. BAND

HAMBURG 1901
GEDRUCKT BEI LÜTCKE & WULFF

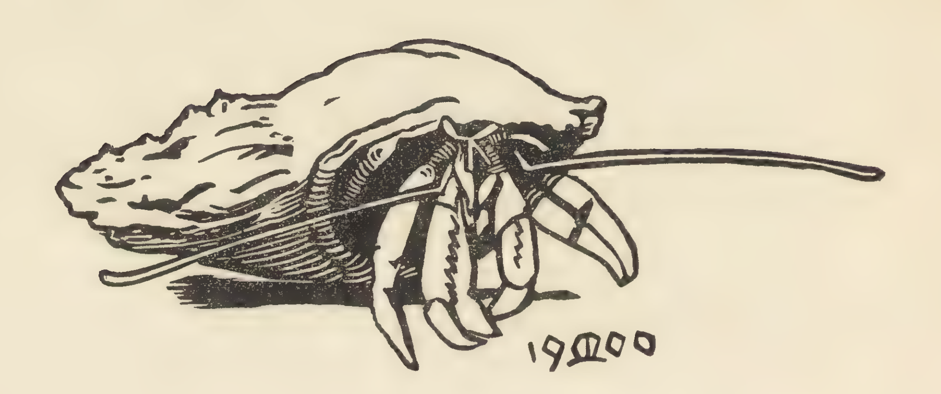


ALS MANUSKRIPT GEDRUCKT

EXEMPLAR №. 



VERZEICHNIS DER MITARBEITER





VORWORT

Die Zahl unserer Mitarbeiter beginnt nun auch für den schriftstellerischen Teil erfreulich zu wachsen. Herrn Gustav W. Tietgens sind wir zu besonderm Dank verpflichtet, dass er die Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Amerika und an die Reise durch die Cordilleren und Pampas für uns aufgezeichnet hat. Wir hoffen sehr, dass dieses Beispiel auf andere Hamburger wirkt, die im vergangenen Jahrhundert in Amerika, Afrika, Asien oder Australien Erfahrungen gesammelt haben. Wenn sie sich entschliessen, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, so ist damit ein unvergleichlich wertvolles Material für die deutsche und besonders die hamburgische Handels- und Kulturgeschichte aufbewahrt. Unser Jahrbuch ist mit in der Absicht angelegt und entwickelt, für Aufzeichnungen dieser Art einen Sammelpunkt zu bilden.

Sehr wichtig wäre es, wenn, wie schon öfter betont und einzelne Aufsätze bereits ausgeführt haben, unsere zeichnenden Kunstliebhaber sich Sondergebiete in den Dörfern und Städten unserer Umgebung suchen wollten. Darstellungen dessen, was heute in den kleinen Orten an Hausanlagen, Gittern, Thüren und Strassenbildern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts noch erhalten ist, gehören zu den wertvollsten kulturgeschichtlichen Arbeiten, die noch zu leisten sind. Die Zeit wird nicht fern sein, wo diese Zeichnungen und Beschreibungen nicht nur historischen Wert haben, sondern für den Hausbau heimatlichen Wesens unmittelbar Anregung geben können.

ALFRED LICHTWARK





GEDÄCHTNISREDE AUF ARNOLD BÖCKLIN

GEHALTEN BEI DER BÖCKLIN-GEDENKFEIER DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE IN DER KUNSTHALLE AM 31. JANUAR 1901

VON OTTO BRANDIS

Durch die ganze Welt hallen in diesen Tagen die Trauerglocken um eines mächtigen Volkes greise Königin. Wenige Tage vor ihr, am 16. Januar, hat in Florenz ein Mann die Augen geschlossen, der auch eine Krone trug, die unvergängliche Krone des Genies. Der meistumstrittene und meistbewunderte deutsche Künstler Arnold Böcklin ist nicht mehr. Sein Gedächtnis würdig zu ehren hat die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde Sie zu dieser Feier

eingeladen. Sie dankt der Verwaltung der Kunsthalle für das Entgegenkommen, das die Feier in diesen hoher Kunst geweihten Räumen angesichts der Werke des Meisters ermöglichte, sie dankt den hochgeehrten Herren, die uns erlaubten, ihre Bilder Böcklins*) heute hier mitauszustellen, von Herzen.

Einen echten grossen Künstler zu ehren, dazu hält unsere Gesellschaft sich berufen, ja verpflichtet, obschon sie gegründet ist, um den ernsteren Kunstbestrebungen der Dilettanten einen Mittelpunkt zu geben. Denn die Bethätigung der Dilettanten auf den verschiedenen Gebieten der bildenden Kunst soll dienen, Kunstfreunde zu bilden, die mit reiferem Verständnis, mit grösserer Achtung vor das hintreten, was die grossen Künstler schaffen. Und so hat Arnold Böcklin immer uns als ein helles Gestirn gestrahlt, wie oft ist sein Name in den in unserem Kreise gehaltenen Vorträgen bewundernd genannt worden, wie oft hat der Ausdruck wachsenden Verständnisses für ihn uns erfreut, wie freudig haben wir vor den neu erworbenen Böcklins unsrer Kunsthalle uns gesammelt. Aber nur schwer und langsam hat sich dies Verständnis durchgerungen, auch in Hamburg. Und ist das ein Wunder, wenn mitten in die Zeit der Historienmalerei mit all ihrem gelehrten Apparat, der scharfen Abscheidung der vermeintlich geringwertigeren Genre- und Landschaftskunst ein Maler hineintritt, der alle diese theoretischen Grenzen missachtet und nur seine Phantasie, die Natur, wie er sie sieht, und die ihr abgelauschte Stimmung malt, dabei es sich erlaubt, bald Humor zu zeigen, bald Grauen zu erwecken? »Barock«, »bizarr«, »nach Originalität haschend« waren da noch milde Bezeichnungen. Ich entsinne mich noch wohl, wie zu Anfang der achtziger Jahre die erste Kollektivausstellung Böcklinscher Bilder bei der Mehrzahl der sie Besuchenden nicht Bewunderung, nein Heiterkeit erregte. Und doch war damals der Künstler schon hinaus über die schwersten Jahre der Verkennung und des materiellen Drucks. München und Berlin hatte er sich schon erobert, wobei der Verdienste des Grafen Schack und des Kunsthändlers Gurlitt als Propheten des Meisters nicht vergessen werden soll. Und begegnen wir vereinzelt nicht auch heute noch, selbst in Künstlerkreisen, solch völliger Verkennung seines Werts? Wer im stolzen

*) Anm.: Herr Senator Holthusen hatte den Gotenzug, Generalkonsul Behrens: Diana von Satyrn belauscht, Frau Baronin von Westenholz: Faun einer Amsel vorpfeifend, Herr Theodor Behrens: Scene aus Ariosts rasendem Roland neben den fünf der Kunsthalle gehörigen Bildern gütigst auszustellen erlaubt.

Selbstgefühl des Verstehens vor jedes Bild tritt oder wer auf eine Richtung eingeschworen ist, mag sie alt oder neu sein, der spürt nichts mehr vom Flügelschlage des Genius, der diesen hoch hinaushebt über das der sich so wichtig dünkenden »Mehrheit« Verständliche. Böcklin hat lebenslang einsamere schwierigere Pfade begangen, als mancher kühne Bergsteiger.

Die Trauer um den grossen Toten in Florenz geht uns Deutsche an, nicht nur in erster Reihe, sondern allein. Wir müssen leider bekennen, dass dieser Maler den fremden Völkern völlig unverständlich geblieben ist. Gebildete Florentiner, die ich vor einigen Monaten sprach, kannten den Künstler, der seit einem Jahrzehnt in ihrer Heimat schuf, nicht einmal dem Namen nach, und wenn wir uns auch sagen, dass ausser Segantinis Werken italienische Malerei heute kaum mitspricht, so ging es ihm bei den Franzosen und Engländern doch nicht besser. Kein einziges seiner bekannteren Bilder ist ausserhalb Deutschlands zu suchen, und wenn wir uns erst auf die Ehrenpflicht besinnen, Deutschland das Werk seines genialsten neuen Malers zu erhalten, so ist das vielleicht ein Glück. Freilich begreife ich dabei die deutsche Schweiz ein und das hören die Schweizer nicht gern. Böcklin selbst würde sich dagegen verwahrt haben; das trotzige Selbstgefühl des Schweizers gegenüber den Reichsdeutschen, vor allem gegen uns als kritisch und phantasiearm verschrieene Norddeutsche war ihm ebenso eigen, wie seinem ebenbürtigen Freunde, dem Dichter Gottfried Keller. Und so wenig seine engere Heimat Basel auch zur Widerlegung des bekannten Wortes vom Propheten und seinem Vaterlande gethan hat, so eifrig ist man dort jetzt auf den Ruhm, neben dem doch nur eingewanderten Holbein unsern Böcklin als Sohn der Stadt nennen zu dürfen. Das bewies die glänzende Doppelfeier Holbeins und Böcklins vor drei Jahren am 70. Geburtstag unsres Meisters.

Vor den im Glanze des Ruhms strahlenden beiden letzten Jahrzehnten liegt das Leben des Meisters vor uns wie eine Kette mühsamer Kämpfe, deren Überwindung nur einer urwüchsigen Kraft, einer grundgesunden Natur gelingen konnte. Arnold Böcklin ist am 16. Oktober 1827 in Basel als Sohn eines kleinen Fabrikanten geboren, in einer Zeitperiode, die wir guten Grund haben, kunstarm zu nennen, in einer Stadt, die trotz ihrer Wohlhabenheit damals kaum etwas für Kunstpflege gethan hatte, und in einem Familienkreise, der die Kunst als fremdes Element ablehnte. Doch hat er auf dem Gymnasium sich eine gründliche klassische Bildung erworben. Der Vater

hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, so früh auch — wie bei Malern ja häufig — Talent und Neigung sich zeigten. So wurde er auf eine Handelsschule nach Genf geschickt, erlangte aber 1846 mit Mühe die Erlaubnis, in Düsseldorf die Kunstakademie zu besuchen. Das sind die ersten Stationen in einem Nomadenleben, das den Künstler nun in 50 Jahren ein Dutzendmal den Wohnort wechseln liess. Der tüchtige Landschafter Schirmer, ein Klassizist in Rottmanns und Prellers Art, hat den Ruhm, Böcklins Lehrer gewesen zu sein, und unbestreitbar zeigen die ersten reiferen Werke des Meisters, zumal die in den 60er Jahren für Schack gemalten Landschaften, wie die Villa am Meer und der Emmausgang, noch starke Anklänge an die sogenannte »heroische« Landschaft der Schirmerschen Schule. Das in künstlerischen Dingen allzeit zahme, fast etwas philiströse Düsseldorf genügte dem jungen genialkräftigen Schweizer bald nicht mehr, und so finden wir ihn in Brüssel, den grossen Rubens studierend, und dann in Paris, von wo ihn die Schrecken der Februar-Revolution 1848 heimwärts scheuchten. Dort brach um diese Zeit, während er seiner Militärpflicht genügte, der bescheidene Wohlstand des Vaterhauses zusammen, und dennoch wagte der Kühne ohne Mittel nach Rom zu gehen, um sich gleich ganz auf eigene Füsse zu stellen. Die Romreise war ja seit dem Beginne des Jahrhunderts das Ziel aller höher strebenden Maler, die vermeintlich unumgängliche Hochschule der Kunst. Aber ach! nur wenigen starken Talenten mit innerlich gefestigtem Charakter (wie z. B. Ludwig Richter) ist der längere Aufenthalt in Italien nicht verhängnisvoll geworden. Die meisten büssten ihr bestes ein, ihre Selbständigkeit, ihre heimische Individualität. Kaum einer — vielleicht ausser Overbeck — ist so lange in Italien geblieben und immer wieder dahin zurückgekehrt wie Böcklin, und dennoch hat er der mächtigen Einwirkung einer bedeutenden Natur, eines künstlerisch reizvollen Volkslebens gegenüber sich freizuhalten gewusst. Ganz jung heiratete er eine Römerin, die ihm in glücklicher langer Ehe 14 Kinder geschenkt hat, mit Vorliebe verwandte er italienische Volkstypen auf seinen Bildern, seine Landschaft ist mit wenigen Ausnahmen dem Süden entnommen (Eis und Schnee hat er fast nie gemalt), und dennoch fühlen wir: nur ein Deutscher konnte sie so auffassen, sie so mit deutscher Seele beleben. Die Flügel seines Genius durften ruhig der wärmeren Sonne zustreben, sie sassen zu fest, um zu schmelzen.

Aus den 50er Jahren, die er grösstenteils in Rom, zuletzt in München verlebte, stammen nur ganz vereinzelte jetzt noch geschätzte Bilder

(Dianenjagd und grosser Pan), obschon manches: wie der Faun der Amsel vorpfeifend und der Künstler mit seiner Gattin im Garten lustwandelnd, es bedauern lässt, dass der Meister gegen seine Jugendwerke so streng geworden ist. Ein grösserer Auftrag in Hannover, ein Haus mit Wandgemälden, welche die Entstehung des Feuers darstellten, zu schmücken, führte zur Entzweiung mit dem Besteller, der so neuer Kunst ratlos gegenüberstand. Die ersten Bilder, auf die sich sein Ruhm gründet: z. B. der Büsser und der Emmausgang sind von Böcklin erst im reifen Mannesalter von etwa 36 Jahren geschaffen worden.



Lesezeichen

Das dichtungsberühmte Weimar sollte Ende der 50er Jahre nach dem Wunsch des jüngst verstorbenen Grossherzogs auch eine Kunststadt werden: an die neu errichtete Kunstschule ward neben Preller, Genelli und den jüngeren Begas und Lenbach (Feuerbach lehnte ab) auch unser Böcklin berufen. Aber der als Akademielehrer fühlte sich wie Pegasus im Joch und schon nach zwei Jahren finden wir ihn wieder in Rom. Die Hauptwerke der Jahre 1861 bis 1873 hat Graf Schack meist von der Staffelei weg erworben zu Preisen die heute lächerlich niedrig scheinen und mit manchen Wünschen die den Künstler beengten. Hat er doch z. B. die schöne Nymphe am Quell mit den Satyrn und dem Kinderreigen, die jetzt Dresdens Galerie ziert, als vermeintlich missraten zurückgewiesen! Und doch sei anerkannt, dass Böcklin damit einen festen Halt im Leben gewann und dass der wachsende Ruhm der Schackgalerie dem

interessantesten aller darin vertretenen Maler mit der Zeit jenen erst kleinen Kreis warmer Verehrer schuf, der ihm nachher die Gunst aller Gebildeten Deutschlands mit erobern half. Auch Basel gab ihm damals im Museum einen grösseren Auftrag (plastischer Schmuck- und Wandgemälde) dessen zum Teil barock-humoristische Lösung aber die Landsleute für viele Jahre dem Künstler nur entfremdete. Die 70er Jahre finden Böcklin in München und dann in Florenz, seit 1885 weilte er sechs Jahre in Zürich, wo er den schönen Freundschaftsbund mit dem alternden Meister Gottfried Keller schloss, das letzte Jahrzehnt verlebte er in seiner herrlich gelegenen Villa in Fiesole bei Florenz.

Manches schwere Leid in der Familie — die meisten seiner Kinder starben früh — hat ihn heimgesucht, unermüdliche Projekte, eine Flugmaschine zu konstruieren, blieben fruchtlos, Ruhm und grosse Einnahmen kamen erst als er alt war und seit einigen Jahren suchte Krankheit ihn heim, so dass wir nicht klagen wollen, dass nun ein sanfter Tod dem reichen schaffensfrohen Leben ein Ziel gesetzt hat. Klage geziemt aber auch deshalb nicht, weil das äussere Leben, von dem ich einen dürftigen Umriss gab, bei einem Künstler zurücktritt gegen das Lebenswerk und weil dieses, wenn es echt bodenkräftig und phantasiereich ist, Generationen erfreut und überdauert. Und je mehr dies Werk von der Individualität des Schaffenden aufzeigt, desto mehr gewinnt mit dem wachsenden Ruhm seiner Bilder auch der Künstler selbst den Kranz der Unsterblichkeit.

Man hat wol versucht zwei Perioden im Schaffen Böcklins von einander zu sondern. Die Grenze soll eine schwere Erkrankung 1872 bilden, welche auch zu dem berühmten Porträt mit dem geigenden Tode den Anlass gegeben habe. Die Bilder vorher möchte man mehr als klassizistische, die späteren erst als ganz selbständige bezeichnen, welche vor allem durch das wunderbar kühne leuchtende Blau gekennzeichnet würden. Ich halte davon nur das für richtig, dass die Jahre 1872/73 allerdings einen Kulminationspunkt im Schaffen des damals 46jährigen also im reifsten Alter stehenden Meisters bilden. Gerade aus ihnen stammt eine Fülle seiner besten Werke (die beiden Porträts in Berlin und Hamburg, der Centaurenkampf, die Seeschlange, der fischende Pan, Mariens Trauer etc.), denen sich aber Dutzende ebenbürtiger aus dem vor- und nachfolgenden Jahrzehnt anreihen lassen. Richtig ist auch, dass das leuchtende Kolorit mit wachsender Reife immer

kühner angewandt wird, wie denn gerade damals die ersten seiner herrlichen Meeres-Idyllen entstanden. Doch wäre es vergebene Mühe, die hunderte von Bildern des Meisters chronologisch oder doch nach den Orten ihrer Entstehung gruppieren zu wollen: die Tatze des Löwen zeigt sich schon bei den ältesten und noch manche der letzten (z. B. die Heimkehr von 1888 und das Selbstporträt an der Staffelei von 1893) gehören zu seinen besten Leistungen. Auch eine Anordnung nach den Motiven ist unausführbar, weil er jede Grenze zwischen Figuren- und Landschaftsmalerei verwischt hat.

Lassen Sie uns lieber in Gedanken frei durch den Saal mit seinen Werken wandeln:

Da stehen die Selbstporträts! Wie Rembrandt vor Alters, wird Böcklin nicht müde, sich selbst zu malen. Es wandelt der Junge glücklich am Arm der Frau durch den Garten. Hochaufgerichtet blickt er aus dem Bild, in der Hand ein Weinglas. Noch mächtiger, wie er sich von der Staffelei umwendet. Das Berühmteste dieser Bilder ist wol das von 1872, wie er leise hinhorcht auf die ersten Geigentöne des Todes, aber gleichwertig, und Böcklins Frau Jahrzehnte lang am teuersten, ist das um dieselbe Zeit entstandene herrliche Bildnis hier vor uns: in selbstbewusster Kraft (verstärkt durch die übergeschlagenen Arme) steht er vor der Säule. Das klare helle Auge fest auf den Beschauer gerichtet. Die sichere Zuversicht auf den Erfolg, der nicht ausbleiben könne, spricht aus den Lorbeerzweigen, die hinter ihm spriessen.

Daneben hat er Familienglieder und nahe Freunde gelegentlich gemalt, nie aber auf Bestellung porträtiert, wie denn auch keins seiner andern Bilder je anders »bestellt« worden ist, als etwa nach einer Skizze, die schon die Idee trug. Denn nur was aus des Künstlers Seele entspringt, wird das Herz des Beschauers ergreifen. Er schafft alles naiv, d. h. nach eigener Lust, unbekümmert um Wünsche des Publikums und dieser Egoismus belohnt sich, wenn das Publikum erst merkt, dass nur bei solchem Schaffen wahre Kunstwerke entstehen können und nicht den eigenen Geist sondern den des Künstlers im Bilde sucht. So trieb es ihn gelegentlich auch ein religiöses Bild zu malen, z. B. die apokalyptischen Reiter, das Triptychon Mariensage mit der Geburt Christi. Gerade die stärksten Affekte (Kreuzabnahme, Magdalenens Trauer, Pieta) lockten ihn am meisten und er ging bis an die Grenze des Möglichen. Der aufs äusserste gespannte Schmerz in Mariens Antlitz, wie sie das edle Haupt ihres toten Sohnes küsst, ist solch ein kühner

Versuch. Und wie herrlich verrät die allein sichtbare schmerzvoll umfassende Hand den Gram der über Christus zusammengebrochenen Maria. Wie zart tröstet sie die helfende Gebärde des von oben hereinschwebenden Engels! Diesen Bildern reihen sich ideale Einzelgestalten an, wie die Muse Euterpe, das Drama, die Freiheit, die Sorge und Armut. Doch überwiegt nur selten in seinen Bildern wie hier und in der machtvoll bewegten sterbenden Cleopatra das figürliche Element. Die umgebende Natur ist ihm unentbehrlich, um seinen Gestalten rechtes Leben zu verleihen und ebenso muss jede Landschaft sich ihm beleben mit Menschen oder mit Fabelwesen. Die Natur liegt bei ihm nie still da, sie handelt, sie redet mit. Kaum eins seiner Bilder führt uns in einen bedeckten Raum und wenn einmal wie beim geigenden Eremiten, so lugen die Englein hinein und das Laub des Waldes rauscht darüber. Den Moment lässt er erschauen, keine Handlung wird uns erzählt und wo es einmal so scheinen möchte, z. B. wie Gott Vater Adam das Paradies zeigt, wie Odysseus bei Calypso auf die Heimkehr sinnt, wie Antonius den Fischen predigt, oder Pan ein Nixlein auffischt, wie der Kentaur dem Schmied seinen Huf weist, da wird uns gezeigt oder erzählt, was keiner vor ihm je berichtet hat. Immer ist der Maler zugleich der Dichter, das schon vom Dichter Ausgestaltete lockt ihn nicht, es sei denn einmal ein Motiv aus dem Vater Homer, wie Polyphem den Stein dem absegelnden Odysseus nachschleudernd. In den meisten seiner Gestalten, auch den sagenhaften und den Fabelwesen sind unverkennbare Anklänge an die Antike: Kentauren, Tritonen und Satyrn finden wir genug auf Vasenbildern und Reliefs der Alten. Aber wie fern liegt Böcklin jede Nachahmung. Er hat diese Wesen neu geschaffen, nicht wie Genelli nur nachgebildet. Sie sprühen von Leben, ja oft von tierischer Wildheit. Wenn die Alten das bacchische Gefolge in trunkener Raserei darstellen, so haben Böcklin's Faune nur drolligen Frohsinn und Uebermut, wenn jene den Dämonen des Meeres schwermütigen Ernst verliehen, so wagt Böcklin den köstlichsten Humor. Nur eine grundgesunde Natur konnte das wagen, denn vor nichts scheut der Künstler mehr zurück, als lächerlich zu werden. Böcklin erfreute sich selbst mit innerster Heiterkeit an seinen Gebilden und fragte nie, was das »geehrte« Publikum dazu sagen werde. Ich erinnere nur an den fischenden Pan und das berühmtere Spiel der Wellen. Und wo sind die Ahnen jener mövenartig auf der Klippe ruhenden Wasserfrauen,

jener Gestalt die mit der Seeschlange spielt, jener Fee die auf dem Einhorn reitet?

Dieser Maler ist nicht nur poetisch, er ist selbst ein Dichter, mehr, er ist ein Zauberer, der uns mit in den Märchenwald nimmt. Ein thöricht Beginnen ist es, an der Hand der — oft gar nicht von ihm selbst herrührenden Namen seiner Bilder nachzuspüren, welch' einen Gedankengang der Maler dabei verfolgt hat. Er will uns Stimmung geben und so lasse man sich von seinem Zaubermantel tragen mitten hinein ins Wunderland und weile ein wenig mit seinen Augen darin. Das ist das Ziel aller Kunstfreude, zu lernen mit des Malers Augen zu schauen, meinethalb auch zu träumen. Das viele Sich-Erinnern, das logische Denken hindert nur und sind einmal die Flügel der eigenen Phantasie zu schwach, so vertraue man sich seinen kräftigen Schwingen an und versuche es im Geist sich seine Welt nachzuschaffen. Dann hören Fragen auf wie die dem Meister wirklich einmal gestellte, ob die aufgerichtete weisse Gestalt im Boote auf der Toteninsel noch lebe oder nicht. Die Schranken zwischen der nüchternen Wirklichkeit und dem freien Reich des Geistes, zwischen längst Vergangenem und Zukünftigem hat er kühn niedergerissen, er erlaubt uns die Naturgewalten leiblich zu schauen, das Wunder mit zu erleben. Märchen noch so wunderbar, Dichters Künste machens wahr! und Böcklin's Pinsel nicht minder!

Ueber die mächtige Emmauslandschaft mit Berg und Wald senken sich Schatten der Dämmerung: Herr, es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget. Die sturmgebeugten Bäume an der Villa im Meer spiegeln nur wieder den Sturm in der Seele der Frau, die trauernd der Meeresbrandung lauscht. An unwegsamer Felsenwand kasteit sich der Büsser von Raben umkrächzt und aus dem Meere reitet auf Abenteuer der Ritter mit dem trotzigen Nacken, unbekümmert um die Totenschädel am Strande. Ein Lieblingsmotiv ist ihm das in unwegsamer Wildnis versteckte von alten Bäumen überrauschte, vergessene Heiligtum, welchem Krieger scheu nahen, oder vor dem einsame Beter knieen. Im Waldesschatten folgen wir dem Zuge der Feueranbeter zum Altar, von dem der blaue Rauch himmelan steigt. Im Sommersonnenschein schöpfen die Satyrn am Quell, während die Nymphe von Liebe träumt und ihre Träume sich darüber zu spielendem Reigen der Kinder verschlingen. Oder durch die brütende Hitze der bebuschten Felslandschaft ist ein fremdartiger Ton erklungen, der Ziegenhirt glaubt zwischen dem

Felsen Pan erschaut zu haben und stürmt erschrocken auf uns her. Wie eine schwere Wolke lastet es auf riesigen baumreichen Bergen, das ist der gefesselte Prometheus, so hat noch keiner Giganten erdacht, trotz Dantes Hölle! Das Gewitter droht, sein Vorbote der Sturmwind fegt eine Wolke welker Herbstblätter über den Weg, dass das schwarze Ross sich bäumt und die Mähne fliegt. Sein Reiter ist der Tod. Uns umfängt das Grauen und athemlos sehn wir, wie beim grellsten Licht der Blitze der Mörder seinem Opfer den Stahl aus der Brust zieht. Schon warten die grässlichen Furien steif aufgerichtet, sich auf ihn zu stürzen! Oder durch eine riesige Brücke mit dem Festland verbunden, ragt die Burg auf steilem Fels. Seeräuber haben sie erstürmt und die Flammen röthen den Himmel. Der Sturm der Elemente, zumal der lebendigen Wasser und Feuer reizt Böcklin besonders und so bevölkern sich ihm die Wellen, die wohl keiner vor ihm so durchsichtig, so wahr gemalt hat mit Tritonen und Nixen bis zum wickelkindartigen Fischlein herab. Die Spannung der Ungewissheit quält uns, wenn wir in der gewaltigen Felsschlucht die Wandrer über die Brücke hasten sehen, während das Drachenscheusal nur zwei Schritte braucht, um sie zu erschnappen. Hier mag einmal eine grosse Erinnerung den Künstler bewegt haben: Mignon singt:

Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg,
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst Du ihn wohl?

Die Bangigkeit der Waldsamkeit löst sich und auf dem seltensten Sagentier schwebt das Märchen daher. Ernster Frieden lagert auf dem stillen Meer durch das ein Nachen auf die steile Toteninsel zu gleitet, deren Felsenwohnungen Allen Raum bieten, die nicht mehr nach dem Lärm des Tages verlangen. Und eine paradiesische Luft umfängt uns, wenn wir in den Gefilden der Seligen, wohl seiner grossartigsten Schöpfung, über dem tiefdunklen Weiher die elysäische Baumlandschaft erblicken.

Das ist nur eine Auswahl der grössten besten und daneben hat jeder noch seine Lieblinge, sei es die ernste Ruine am Meer, die Burgruine in der Herbstlandschaft, der reizende Sommertag mit den badenden Knaben oder der Rückblick auf Italien von den Höhen des Alpenpasses auf der Hochzeitsreise, ein Bild, in dem er sich mit dem liebenswürdigen Schwind berührt.

Wahrlich eine verwirrende Fülle, ein Reichtum der schaffenden Phantasie und Poesie, vor dem wir staunend innehalten. Und dazu nun, was sich in Worten nicht andeuten lässt: die originelle, bildende Kraft und die Glut der Farbe, die jedes seiner Werke unvergesslich, zu einem Erlebnis machen. Selbst der Widerstrebende wird Böcklin nicht aus den Gedanken los. Er ist ihm zu mächtig. So steht er wahrlich einzig da in der Geschichte der Kunst und je mehr er sich mit den Jahren loslösen wird aus der Menge der zufällig ihm von der Zeit Zugesellten, je mehr wird man seinen Wert erkennen. Vielleicht gelingt es, in den nächsten Jahren, von seinen noch meist in Privatbesitz befindlichen Bildern (denn Fürstengunst hat ihm nie gelächelt) für die deutschen öffentlichen Sammlungen das Beste zu erwerben. Ihr Werth wird wesentlich mit davon abhängen, ob die deutschen Grossstädte diese Ehrenpflicht bald erfüllen.

Immer wieder fragt man sich, woher dieser Frühling gekommen mitten in eine Kunstpflege, die auf Schulen eingeschworen war. Die des Cornelius hatte Kaulbach mit seinen theatralischen Geschichtskompositionen gestürzt. Er wurde von Piloty mit aller Pracht farbiger Kostüme und der wieder von dem »Koloristen« Makart abgelöst; die Berliner hingen ganz von Paris ab, die Düsseldorfer erzählten ihre Genre-Anekdoten weiter und selbst die späteren guten Einwirkungen des Landschafter von Barbizon und des Plein-air verflachten, als man diese Richtung als allein seligmachende Kunst ausschrie. Ganz unbekümmert ging Meister Arnold seinen Weg, ohne Vorbilder, ohne Schüler, seine Farben bereitete er sich selbst mit einem Wachszusatz und sie leuchten noch nach 30 Jahren, während Makart im Dunkel des Asphalts verschwand. Als alles riesengross und kreidig hell wurde, hielt er Maass in der Grösse (die Gefilde der Seligen sind sein umfangreichstes Bild) und gab die tiefsten, sattesten Farben, bis zur Buntheit bis zum Unmöglichen da draussen, aber im Feenland Wahren. Kein Geringerer als Professor Dubois Reymond wies ihm nach, dass seine Fabelwesen nicht leben könnten und dass die moderne Zeit solche Abgeschmacktheiten ablehne und er malte ruhig weiter und nun leben seine Meerweiber und Faune im Herzen Tausender. Alles zog ins Freie, um vor der Natur selbst so treu als möglich kopierend (und oft photographierend!) zu malen und er wanderte wie einst Millet stundenlang in der Natur ohne Skizzenbuch, er stand am Meer, ja manchmal im Wasser selbst, das Überschlagen der Wogen, das

Farbenspiel des Wassers und der Dinge darin beobachtend. Ein Riesengedächtnis für Form und Farbe ermöglichte ihm dann oft noch nach Jahren daheim das Erschaute frei nachzubilden und mit eignem Geist zu verklären. Keinen andern grossen Meister hat er nachgeahmt, vielleicht nicht einmal einem nachgestrebt und doch erreicht, dass man hie und da sich eines oder des andern der Ersten erinnert, um gleich dabei die volle Selbständigkeit Böcklins zu empfinden. In Botticellis und Giorgones Idyllen klingen dieselben Saiten wie im Gefilde des Seligen, Holbeins todter Christus und sein Porträt mit dem die Sanduhr wendenden Tod fallen uns gleich bei Böcklins ähnlichen Bildern ein. Die Rubens'schen Satyrn und die Löwenschlacht sind den Kentauernkämpfen und Panbildern verwandt und die stimmungsvollen Landschaften Rembrandts und Rubens' sind die wahren Ahnen der ersten Böcklinschen Landschaften. Endlich tritt mir eins der berühmtesten Bilder der Welt Tizians irdische und himmlische Liebe stets vor Augen, wenn ich Böcklins Dichtung und Malerei sehe, in welchem Bilde er so fein seine Auffassung von seinem Künstlerberuf gegeben hat: die beiden herrlichen Frauengestalten im heiligen Hain schöpfen aus demselben klaren Springbrunnen: reine Kunst!

Den grossen Idealisten hat man zu Grabe getragen. Kein Schüler überlebt ihn und wer seine schwindligen Pfade zu gehen strebt, wird schwerlich heil davonkommen. So bleibe er denn allein auf einsamer Höhe, zu der wir gern aus dem Alltagsleben empor schauen. Von der Sonne des Genius, die ihn umstrahlt hat, hat er uns ein gut Teil in seinen Werken vermacht. Und sich dies Erbe innerlich zuzueignen, sei das Streben aller echten Kunstfreunde. Damit ehren wir würdig den grossen deutschen Künstler Arnold Böcklin!





DIE KRAMER-AMTS-WITWENWOHNUNGEN

ANNO 1670

Beizeiten Wichmann, Lastrop, Dietrich Stael, Joachim Pensien, und Hansz Gickel als Alten wie auch Jacob Warner und Barthold Jenckel als Beisitzer des uhr-alten löblichen Krahmer Amts, sind diese Wohnungen aus den Amtsmitteln gebaut worden.

GOTT ZU EHREN

Und zum Behuff bedürftiger Amtsbruder-Wittwen.

Der grosse Wittwenfreund
Der Herr Zebaoth
Sei dieser Häuser Schutz
Für Feuer und ander Noth.

So steht geschrieben auf einer Kupfertafel rechts vom Eingang zu den Kramer-Amts-Wohnungen auf dem Kraienkamp. Gegenüber auf einer ebensolchen Tafel steht das Zeichen des Amtes. Eine Hand hält aus den Wolken hervor eine Wagschale; quer darüber liegt eine Elle zum Zeichen, dass auch die Manufakturwaarenbranche mit zum Amt gehört. Die Elle hat auf der einen Seite die Hamburger, auf der andern Seite die Brabanter Elle. Das Amt verkauft sie für 10 Schillinge.

Der Hinweis auf Gott als Witwenfreund scheint wohl am Platz bei den sehr dürftigen irdischen Freuden, die die Witwen von diesen Wohnungen zu erwarten haben. Es ist nicht einzusehen, weshalb das reiche Amt nicht das Bedürfnis fühlte, seinen hinterbliebenen Angehörigen das Leben freundlicher zu gestalten, als es in diesen niedrig eingehenden kleinen Zimmern, diesen fensterlosen Rückseiten und den aus leichtestem Fachwerk erbauten Häusern geschehen konnte. Einst kam ein Amtsbruder zum Besuch bei einer Witwe. Er bekam so kalte Füsse, dass es ihm einen bleibenden Eindruck hinterliess, und als nach seinem Tode sein Testament eröffnet wurde, fand es sich, dass er jeder Witwe einen Sack Holzkohlen vermacht hatte, alljährlich am Michaelitag zu liefern. Sie sollten damit im Winter ihre Feuerkieken heizen.

Lange Jahre blieb dieser Gebrauch in Kraft, dann aber kamen die Feuerkieken aus der Mode: Nicht, weil die Winter oder die Häuser wärmer geworden waren, sondern deshalb weil die Ärzte den Gebrauch der



DIE KRAMER-WITWENHÄUSER

Feuerkieken als gesundheitsschädlich verboten. Die Holzkohlen, mit denen nun nichts mehr anzufangen war, wurden in eine Geldlieferung verwandelt, und noch heute erhält jede Witwe am Michaelitage 3 Mark und 60 Pf. sogenanntes Kohlengeld.

Vierzehn kleine Witwenwohnungen drängen sich auf dem schmalen Hof zusammen. Am Ende desselben hinter einem hohen immer verschlossenen Eisengitter liegen sechs Familienwohnungen mit einem Ausgang nach dem Druvenhof. Sie sind für verarmte Amtsbrüder, vorzugsweise für solche, die einen offenen Laden gehabt hatten, denn zum Kramer-Amt gehörten nicht nur Ladenbesitzer, sondern Leute jeden Berufs und jeder Lebensstellung. Man findet unter den Amtsbrüdern Bürgermeister Bartels, Dr. Gustav Bülau, Dr. Franz Bülau, Senator Eybe, Hauptmann Grapengiesser, L. E. Hutwalker, Dr. Theodor Hasche, J. F. Justus, Ad. Jencquel, Gustav Jencquel, den Oberalten Kunhardt, C. F. Langhans, J. von der Meden, Ed. Moll, Joh. Mohrmann, Carl August von der Meden, den Oberalten Prale, Senator Rücker, Senator Geffcken, Senator Schmidt, J. G. Stiller, Peter Suhr, Senator Siemssen, F. D. Schlüter, Dr. Ed. Schlüter, Dr. Voigt, Claus Witt, Lucas Gräfe, Otto Westphal und andere. Als sich das Amt 1866 mit Beginn der Gewerbefreiheit auflöste, besass es ein Vermögen von 173 308 Cour.₰, das unter die Interessenten verteilt wurde. Auch die berühmte malerische altspanische Tracht der Kramer bei Leichenbegängnissen, die sogenannten Staltmäntel, wurden bei dieser Gelegenheit nebst dem Inventar des Amtes für 2000 Cour.₰ verkauft.

Auch etliche Röcke gab es beim Amt, »und wenn ein Amtsbruder bei vorfallender Gelegenheit denselben notwendig gebrauchen muss, giebt derselbe allemal für jeden Rock acht Schilling. Zu Pestzeiten aber sollen sie nicht ausgelehnet noch gebrauchet werden.«

Die Staltmäntel, die Kragen und die Kopfbedeckungen wurden bei Leichenbegängnissen im Amthause angelegt. Für das Zumachen des Kragens und das Anlegen des Staltmantels erhielt der Bote von jedem Amtsbruder für eine Mittelleiche 2 *ß* für eine grosse Leiche 4 *ß*.

Der grosse Kleider-Luxus, der nicht nur in diesen prächtigen spanischen Feierkostümen, sondern auch im gewöhnlichen Leben getrieben wurde, rief schon im Jahre 1607 folgende Verordnung des ehrbaren Kramer-Amts hervor:

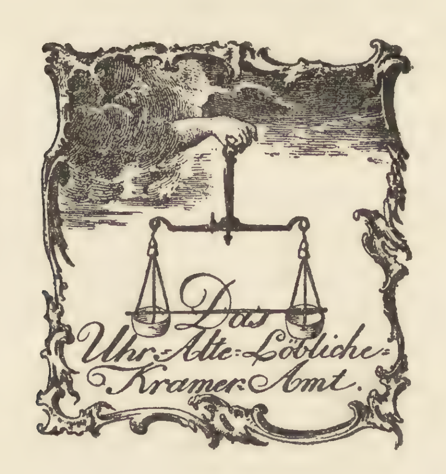
»Es ist wegen der Lehrjungen Kleidung abgeredet, dass ein Jeder solange er für einen Jungen dienet, sich mit der Kleidung durchaus soll

eingezogen verhalten, nemlich kein Seidengewand tragen, sondern sich an Bohmseiden, Vierdrat und Lakenkleid oder dergleichen begnügen lassen. Wann die Jungen nun für Gesell dienen, sollen sie sich ebenermassen mit den Kleidern eingezogen halten, durchaus keine seidenen Strümpfe, noch Atlas, viel weniger Dammasch, Sammet und Kaffat tragen. Daneben sich auch insonderheit der ausländischen grossen unförmlich langen Ueberschlägen mit Knüppels enthalten, damit unter den Herren und Dienern ein Unterschied sei.«

Bei Auflösung des Amtes, konnten die Witwenhäuser als wohlthätige Stiftung nicht verkauft werden.

Sie wurden dem Armen-Kollegium zur Verwaltung überwiesen, und nur der Name »Kramer-Amts-Stiftungen« erinnert jetzt noch an das einst so mächtige Kramer-Amt und an untergegangene Lebensformen.

MARIE ZACHARIAS



DAS HAMBURGER SENATOREN-GESTÜHL IN DER KIRCHE ZU BERGSTEDT

Das alte Kirchdorf Bergstedt hatte schon im Jahre 1248 eine Kirche, die 1256 zum zweiten mal erbaut wurde.

Es kam mit vielen andern Dörfern im 18. Jahrhundert durch Kauf und Anleihungsvergleich in den Besitz der Stadt Hamburg.

In diese Zeit, als Bergstedt an Hamburg verpfändet war, fällt aller Wahrscheinlichkeit nach die Errichtung des reich geschmückten hamburgischen Kirchenstuhls. Einerseits als ein Zeichen der Oberhoheitsrechte des hamburgischen Staates und wohl auch in der Erwartung, dass Bergstedt in dem dauernden Besitz von Hamburg verbleiben würde, wie so viele andere der verpfändeten Dörfer, die gänzlich an Hamburg abgetreten wurden.

Es liegt nahe, anzunehmen, dass der hamburgische Senator, der als Waldherr in dem unfern gelegenen Wohldorf zur Sommerlust residierte, am Sonntag mit Frau und Kindern zum Gottesdienst herüberfuhr. Für ihn wird als eine Art Thron der Lehnstuhl bestimmt gewesen sein.

Heute dient das prächtige Gestühl dem Gebrauch wie jedes andere. Nach mündlicher Auskunft hat eine hamburgische Familie es erworben, die in der Nachbarschaft begütert ist. So hat es die hamburgischen Beziehungen noch nicht ganz verloren.

MARIE ZACHARIAS



ALTER HAMBURGISCHER KIRCHENSTUHL IN DER KIRCHE ZU BERGSTEDT



SELBSTERKENNTNIS

Wir Frauen von Hamburg,
Vom Alster- und Elbstrand,
Wir sind, wie bekannt,
Im Zeichnen und Malen
Besonders gewandt.
In Öl porträtieren,
Und aquarellieren,
In Thon modellieren,
Auch photographieren,
Das können wir Alle;
Und erst musizieren!
Klavierspielen, geigen
Nicht nur, — componieren
Und singen, — wir zeigen
Für alles Talent.
Wir stricken und sticken,
Bazare und Onkel
Dadurch zu beglücken,
Wir ätzen, und schneiden,
Und schnitzen, und brennen,
Wir radeln, und reiten,

Und rudern, — und rennen
In jedweden Vortrag,
In Horte und Heime,
Auch schreiben wir Dramen,
Und schmieden gar Reime;
Wir haben ein Urteil
In jeglicher Kunst,
Wir mimen und tanzen, —
Und alles umsunst!

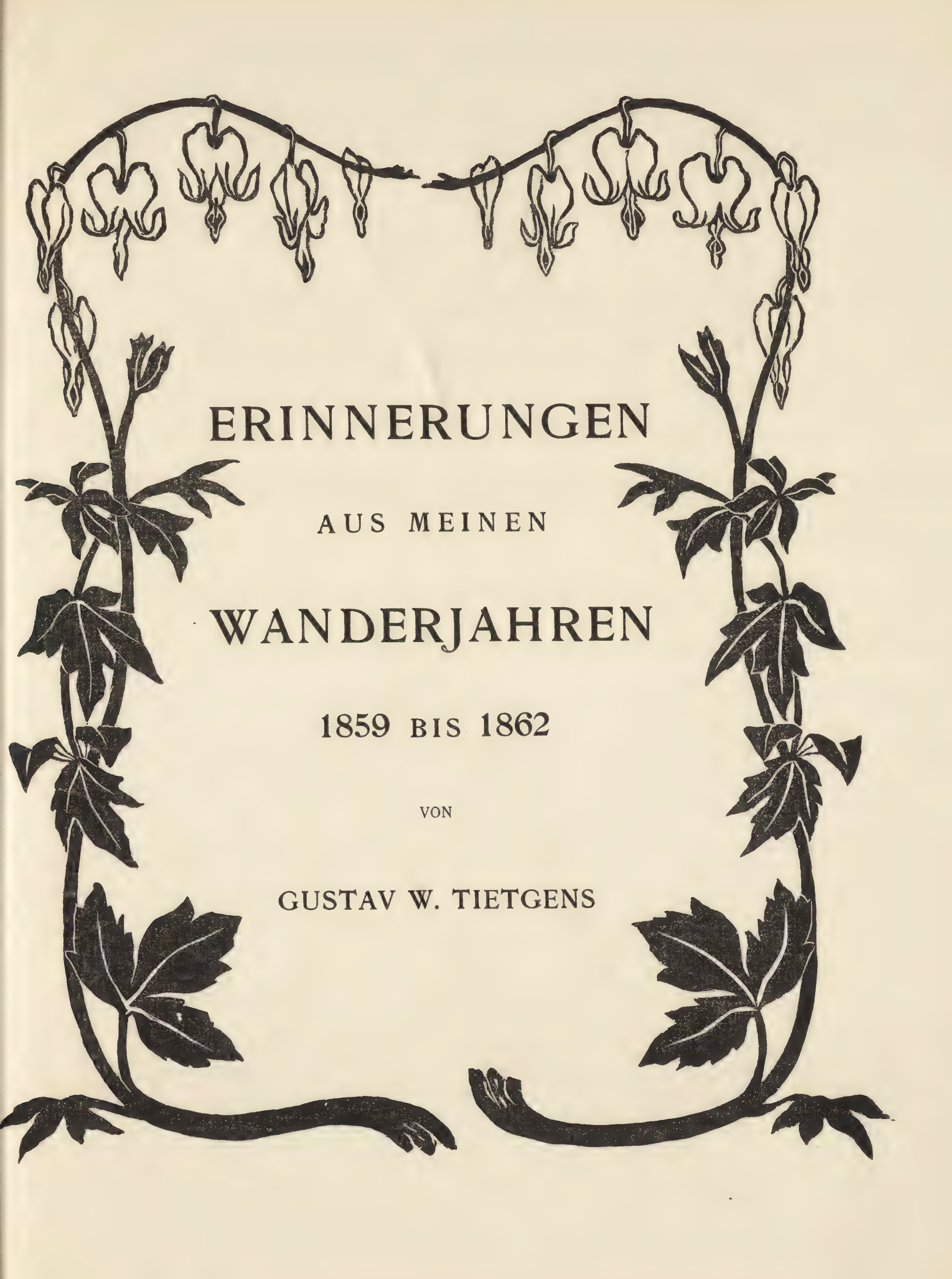
* * *

Wir Frauen von Hamburg,
Vom Alster- und Elbstrand,
Wir sind weitbekannt,
Zur See, wie zu Land,
Für unseren Tisch,
Weil Suppe und Braten
So schmackhaft geraten,
Gemüse und Fisch
Exquisit und stets frisch.
Dass wir die vortrefflichsten
Hausfrauen sind,
Das weiss jedes Kind.
Wir gelten für peinlich,
Und wie sind wir reinlich!
Wo hängt wohl so nett
An dem zierlichen Brett,
Die Bürste, der Klopfer,
Der Wedel, der Kamm,
Und Schrubber und Staubtuch,
Und Eimer und Schwamm!
Wo feiert man sonst,
Als das allerbeste,
Wohl Scheuerfeste?
Dann wird nicht gemalt,
Und dann wird nicht gelesen,
Es herrscht nur der Besen!
Es tropfet von Wasser
Die Treppe, das Haus,
Auf die Strasse hinaus
Rinnt die Seifenlauge,

Und, — Stolz im Auge,
Mit befriedigten Mienen,
Auf die frischen Gardinen
Blickt die Frau vom Haus:
Na, wie sieht das jetzt aus?
Kann's wo anders so fein,
Kann's so fehlerlos sein?
Ja, man thut seine Pflicht,
Doch man rühmt sich drum nicht.
Wir suchen bescheiden
Jedes Selbstlob zu meiden,
Denn, — auch das ist bekannt, —
Wir besitzen Verstand!
Wir Frauen von Hamburg,
Vom Alster- und Elbstrand. —

MARIE HIRSCH
(ADALBERT MEINHARDT)





ERINNERUNGEN

AUS MEINEN

WANDERJAHREN

1859 BIS 1862

VON

GUSTAV W. TIETGENS



Hinaus in die weite Welt!

NEW YORK UND VALPARAISO

Spät abends am 18. März 1859 war eine Anzahl guter Freunde mit meinem Vater, meinem Bruder und mir in Wietzel's Hôtel in Hamburg beisammen.

Sie waren gekommen um Abschied von mir zu nehmen. Ich zog als 19jähriger Jüngling hinaus nach Amerika, hatte die derzeitige gewöhnliche Laufbahn des angehenden hamburger Kaufmanns zurückgelegt, d. h. ich war mit 15 Jahren als Lehrling oder, wie die alten Herren es damals auch wohl noch nannten, als »Bursche« ans Kontor gekommen, hatte die üblichen vier Jahre »gelernt«, und ausser den Kontorarbeiten meine Schul-Sprachkenntnisse nach Möglichkeit vervollständigt.

In den Privatschulen — ich hatte die des Herrn Dr. Wichard Lange besucht — wurde zu jenen Zeiten neben englisch von Mr. Booth und französisch von Monsieur Lesaint, auch spanisch, letzteres allerdings von einem Deutschen gelehrt.

Im übrigen wurde auf das kaufmännische Rechnen, auf eine gute, deutliche Handschrift mehr Wert gelegt als heut zu Tage. In Hamburg lebte man, was Schulen anbetraf, wie bei so manchen andern, in dem festgewurzelten Glauben: »Bei uns ist alles mindestens ebenso gut, wenn nicht besser, als irgendwo anders« — man kannte als Hamburger im Jahre 1859 von unserm derzeitigen sogenannten Vaterlande recht wenig. Mit den englischen und

amerikanischen Verhältnissen wussten die Hamburger, welche dem Kaufmannsstande angehörten, dessen Mitglieder zu jener Zeit fast die einzigen waren, die grosse überseeische Reisen unternahmen, wesentlich besser Bescheid, als in Deutschland selbst. Und diese Unkenntnis der deutschen Verhältnisse führte in Hamburg zu einer gewissen Überhebung, die erst durch die politischen Umwälzungen der grossen Zeit von 1870/71 verschwunden ist.

Man hatte z. B. bis 1842 unsere Löscheinrichtungen für die besten Europa's gehalten, ähnlich verhielt es sich mit unserm Schulwesen bis 1866. Wieviel ist seit jener Zeit für die Hebung desselben und zwar nach dem Vorbilde anderer deutscher Unterrichts-Anstalten, hier geschehen!

Doch zurück zu unserm Abschied. — Ein kurzes, herzliches Lebewohl und Auf Wiedersehen, ein Händedruck — und vorwärts. — Das in unmittelbarer Nähe des St. Pauli-Fährhauses liegende englische Dampfschiff »Caledonia« setzte sich in Bewegung. Die schöne Vollmondnacht hielt mich noch lange auf Deck. — Das Herz schlägt höher als gewöhnlich, in solcher Stunde, manche Jugenderinnerung wird wieder wach gerufen, manches Bild aus dem Elternhause erscheint nochmal in seinem vollen Glanze.

* * *

Die Überfahrt nach England dauerte länger als jetzt. Erst nach drei Tagen erreichten wir London. Von dort ging es weiter per Bahn nach Liverpool und mit dem als Vollschiff getakelten, englischen Dampfer »City of Baltimore« nach New York. In jenen Jahren spielten die Segel bei den Dampfschiffen noch eine gewisse Rolle. Die Überfahrt nach New York nahm fast 13 Tage in Anspruch, was als eine gute Reise galt.

NEW YORK

Die grosse Stadt mit dem geschäftigen Leben, mit dem gewaltigen Treiben und Hasten macht auf den Neuangekommenen, der derartiges noch nicht kennt, einen fast verwirrenden Eindruck. Als junger Mann lebt man sich schnell hinein, so manches hat in seiner Grossartigkeit doch besondern Reiz. Gar bald beginnt man das Leben in New York, der Stadt mit der

herrlichen, verschiedenartigen Umgegend, zu geniessen. In Gesellschaft guter Freunde, mit denen ich im Sommer auf dem Lande, in dem zu jener Zeit noch wenig bekannten Orange New Jersey wohnte, im Winter in New York, 10. Strasse, die 1859 als »up town« galt, habe ich eine glückliche, frohe Zeit in New York verlebt.

In jenen Jahren war in den Vereinigten Staaten verschiedenes für junge Leute unter 21 Jahren halb so billig wie für Ältere. Es lag dem der Gedanke zu Grunde: Der Ältere verdient naturgemäss so viel mehr als der Jüngere, kann dementsprechend mehr bezahlen als der letztere. — Uns kam diese Einrichtung bei dem Eisenbahnabonnement für die Sommermonate, wie auch für den Beitrag zur Kaufmannsbibliothek (mercantile library) einem ausgezeichneten Institute, zu gute.

Mit einem Freunde habe ich die Reise nach dem Niagara, den Seen, dem St. Lawrence Strome und den White mountains gemacht, auch Washington, Baltimore und Philadelphia besucht.

Wie ein Gelehrter festgestellt hat, sollen wir Norddeutsche zur Classe der Wandervögel gehören, und so trieb mich, nach Verlauf von fast anderthalb Jahren, die Wanderlust wieder in fernere Gegenden. Ich schalte hier die Wahrnehmung ein, dass, wie von den Briten besonders Schotten übersee angetroffen werden, von Deutschen, sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Central- und Südamerika, fast ausschliesslich Norddeutsche, und weit seltener Süddeutsche und Oesterreicher sich niederlassen.

Eine dreijährige Abwesenheit von Hamburg war in Aussicht genommen. Ich beabsichtigte den Rest der Zeit in Südamerika zu verleben.

REISE VON NEW YORK ÜBER DEN ISTHMUS VON PANAMA NACH VALPARAISO

Den 11. August 1860 verliess ich das mir so lieb gewordene New York mit dem amerikanischen Dampfer »Northern Light«, welcher der Vanderbilt-Linie angehörte. Die Freunde hatten sich bei der Abfahrt am Pier eingefunden, und winkten mir ein herzliches Lebewohl zu. Ich mag da nun etwas traurig hinübergeschaut haben, als ich, so lange man die Gestalten noch unterscheiden konnte, ihnen nachsah. Ein alter Amerikaner, der hinter mir stand, klopfte

mich wie ein Bekannter auf die Schulter, und eröffnete das Gespräch mit einem vertraulichen: »Well young man, it appears as if you have left some friends over there«. Das erschien nicht nur so, sondern das fühlte ich: gute Freunde blieben dort zurück.

Bei dem Verlassen der Vereinigten Staaten sei es mir gestattet einen Rückblick zu thun auf dieses reiche, von der Natur so begünstigte Land der grössten Republik, welche die Geschichte kennt. »The glorious republic« — »we govern ourselves« — sind die Schlagworte, welche man von Amerikanern so häufig hört.

Der Zensus von 1860 giebt die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten an mit 31 Millionen, darunter $4\frac{1}{2}$ Millionen Schwarze. Die Indianer wurden derzeit noch auf 300 000 geschätzt. Nach der letzten Zählung, 38 Jahre später, ist die Einwohnerzahl auf weit über das Doppelte, auf 76 Millionen gestiegen!

Als ein schlagendes Beispiel des »go ahead«, der That- und Schaffenskraft der Amerikaner, möchte ich die erstaunliche Entwicklung der Industrie, die Europa von Jahr zu Jahr gefährlicher wird, hervorheben, und ebenso die imponierend schnelle Entstehung der Kriegsmarine im letzten Jahrzehnt. Nach diesem »go ahead« sind in Amerika die Verkehrswege angelegt, die die Ansiedelungen und die Kultur bis dahin unwirtsamer Landstrecken nach sich zogen, und nicht zum mindesten zum wachsenden Reichtum der Staaten beitrugen.

* * *

Auf der Seefahrt bot sich mir zum erstenmal Gelegenheit die herrlichen, in grossartigster Farbenpracht erscheinenden tropischen Sonnen-Auf- und Untergänge zu bewundern. Wenig angenehm war im allgemeinen die Gesellschaft an Bord. Sie bestand grösstenteils aus Amerikanern, welche bereits in Californien durch den Goldgewinn ihr Glück gemacht hatten, und nun über Panama zurückreisten. Jeder Platz an Bord war besetzt. Der Reiseverkehr zwischen den östlichen und westlichen Staaten ging über den Isthmus, nur die Post wurde per Pony Express über die Prairie und die Rocky mountains befördert.

Nach acht Tagen, an einem Sonntag Nachmittag, kamen wir in Aspinwall (Colon) dem atlantischen Hafenplatze, der Landenge von Panama, an.

Am nächsten Morgen fand die Weiterfahrt der Passagiere per Bahn über den Isthmus statt. Die Fahrt dieser 75 km langen Strecke, also 12 km weiter als die Bahnstrecke Hamburg—Lübeck, dauerte 4¼ Stunden. Die Bahn durchkreuzt den sumpfigen tropischen Urwald, welcher im üppigsten Grün prangte.

Die schönen, buntgefiederten vielen Vögel dieses Waldes, die Blumenpracht der bis an die höchsten Spitzen der grossen Bäume reichenden Schlingpflanzen bleiben dem Reisenden unvergesslich.

Auf dem letzten Teil des Wegs ist die Gegend bergig. In den kleinen Häusern, welche an einigen Stellen in unmittelbarer Nähe der Bahn gebaut sind, leben Negerfamilien. Die Kinder, welche uns zu Gesicht kamen, waren unbekleidet, und was wir von den Bewohnern jener erbärmlichen Behausungen sahen, erschien in ärmlichster Umhüllung. Die Unternehmer des Bahnbaus haben, der sumpfigen Waldgegend wegen, mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Die vielen giftigen Schlangen waren den ersten weissen Arbeitern so gefährlich, dass später nur Schwarze zum Bahnbau verwandt wurden, angeblich weil die Schlangen den Neger meiden, wegen seiner — auch den Geruchsnerven der Weissen nicht angenehmen — penetranten Ausdünstung. — Die Anlage der Isthmus-Bahn hat mehr als 10 Millionen Dollar, gleich etwa 42 Millionen Reichsmark, gekostet. Dementsprechend wurde der Fahrpreis mit 25 $ gleich ca. 1 M. 50 Pf. pr. Kilometer erhoben, also 25 mal teurer als die 2. Klasse auf deutschen Bahnen.

Von Panama fand die Weiterreise mit dem englischen Postdampfer nach dem Süden statt. Der Aufenthalt an den Hafenplätzen Guayaquil und Payta nahm je einen Tag in Anspruch. In Payta lernte ich zum erstenmal die gras- und baumlose Sandgegend von Peru kennen, die auf den Wald liebenden Deutschen einen melancholischen Eindruck macht. Der ganze Küstenstrich ist vegetationslos. Im nächsten Hafen, Callao, verweilte der Dampfer vier Tage, so dass man Gelegenheit hatte, das mit der Eisenbahn in einer halben Stunde zu erreichende Lima kennen zu lernen. In diesem Teil von Peru regnet es nicht, zu bestimmten Zeiten fällt ein feuchter Nebel, nicht genügend, um eine Vegetation hervorzurufen. Es folgten die verschiedenen Hafenplätze der Chinchas Guano-Inseln, und Pisco, Baumwolle- und Zucker-Exportplatz. Yslai Hafen von Arequipa. Arica, der Hafen von Tacna. In Arica und Umgegend sieht der Reisende wieder zuerst das langentbehrte Grün und

einige Bäume. Weiter folgen die vegetationslosen Salpeterplätze Pisagua und Iquique, alsdann Cobija, Caldera und Coquimbo, letztere Kupferverschiffungsplätze. Während der Seefahrt der letzten Tage hatten wir Gelegenheit gehabt die gewaltigen Cordilleras de los Andes, in ihrer ganzen Schönheit mit den himmelwärts strebenden Schnee- und Eisspitzen in nicht zu weiter Ferne zu sehen. Einzelne Bergformationen waren gut zu unterscheiden. Nach einer einundzwanzigtägigen Fahrt von Panama trafen wir am 14. September in Valparaiso ein.

VALPARAISO

Die Stadt Valparaiso, belegen auf 35° südlicher Breite, 72° westlicher Länge von Greenwich, ist umgeben von etwa 450 m hohen, ziemlich steilen, dürren Hügeln, Die Einwohnerzahl betrug 1860 nah an 70 000, und ist seitdem auf etwa 150 000 Seelen gestiegen.

Unter den Republiken des ehemals spanischen Süd-Amerikas war Chile der blühendste Staat. Seinen Wohlstand verdankte Chile vor allem dem Kupfer, in zweiter Linie dem Silber, ausserdem dem Getreide, welches in diesem gesegneten Lande um Weihnachten und um Ostern geerntet wird.

Chile war seiner Zeit der geordnetste Staat Süd-Amerikas, ist inzwischen aber durch Krieg, Revolution und Papiergeld-Wirtschaft auf ein dem der übrigen Republiken ähnliches Niveau herabgesunken. Die jetzigen Haupt-Einnahmequellen sind weniger die Kupfer-, Silber- und Getreide-Produktion als die den Peruanern und Bolivianern im letzten Kriege abgenommenen Salpeterfelder der Provinzen Tarapacà und Atacama.

Ich habe in Valparaiso in einem englischen Hause, vom September 1860 bis Mitte März 1862 eine für mich lehrreiche und interessante Stellung innegehabt. Man hatte sich erst an die gänzlich veränderte Lebensweise, an die englische Hausdisziplin und manches andere zu gewöhnen. Im grossen New York, der Metropole, war alles freier und unabhängiger gewesen. Hier in Valparaiso wohnte zu jener Zeit in den englischen Häusern der älteste Chef mit den jungen Leuten, bei den Deutschen war das nur vereinzelt der Fall. Im Parterre des Hauses befanden sich die Bureaus, im ersten Stock die von Mr. und Mrs. D. bewohnten Zimmer, der zweite Stock enthielt die Wohn- und Schlafräume der zehn Angestellten, wovon die Hälfte Engländer

und die Hälfte Deutsche waren. Die ausserdem im Geschäfte thätigen zwei Franzosen und ein Chilene logierten in Privathäusern.

Nur bei der Hauptmahlzeit kamen Mr. und Mrs. D. mit den englischen und deutschen Kommis zusammen. Um 6 Uhr, wenige Minuten nach dem zweiten Glockensignale, mit nachahmungswürdiger Pünktlichkeit, führte Mr. D. seine Frau Gemahlin in den grossen Speisesaal, von welchem Zimmer sich ein schöner Blick auf den »Stillen Ocean« bot. Ein späteres Erscheinen eines der jungen Leute war hier ausgeschlossen, der Betreffende hatte sich, dem eingeführten Gebrauche gemäss, durch den Diener aus irgend einem Grunde entschuldigen zu lassen. Mehrere Hausdiener warteten bei Tische auf. An der Tafel ging es sehr formell zu. Die jungen Leute sprachen nur, wenn sie von Mr. oder von Mrs. D. angeredet wurden. Mr. D. war ein lebhafter Herr, der interessant zu erzählen verstand. Häufig wurden Freunde von Mr. D. oder an das Haus Empfohlene zur Tafel geladen. Der englische Admiral und verschiedene Marine-Offiziere waren Mr. D.'s Gäste. Der Chef des Lima-Hauses von G. R. & Co., Mr. P., war zeitweise mit seiner Frau zum Besuche anwesend. Besonderen Eindruck machte auf uns ein vornehmer Engländer, Mitglied der Londoner Bibel-Gesellschaft, welcher von Buenos Aires über die Cordilleren gereist war, und als Mr. D. ihn um das Vergnügen ersuchte, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, den Zutrunk mit dem mit Wasser gefüllten Weinglase erwiderte. — Der Hausfrau wurde von dem enthaltsamen Fremden ebenfalls mit Wasser zugetrunken. Das Wassertrinken gehörte in Chile nicht zu den Landessitten. Trotz unserer beschränkten Unterhaltung war die tägliche Mittagsgesellschaft nicht uninteressant. Nach 1½ stündiger Mahlzeit führte der Hausherr seine Gattin in das Vorderzimmer zurück. Ebenfalls nach englischer Sitte wurde alsdann das Tischtuch abgenommen und bei Sherry und Port blieb Mr. D. in der Regel im Herrenkreise noch eine halbe Stunde zugegen. Als besondere Auszeichnung galt es, wenn der eine oder der andere von uns von der Hausfrau aufgefordert war, den Thee mit ihnen einzunehmen, oder wenn der Chef mit seiner Frau während einiger Sommerwochen in den Zorras wohnte, einzelne junge Leute zum Sonntagbesuche aufgefordert wurden. Früh morgens ritten wir dann, gewöhnlich zwei von uns, hinaus und genossen die schöne Hügelgegend mit dem umfangreichen, von einem Bache begrenzten Garten. Ein Hauptvergnügen gewährte zu jener Zeit, wo die Eisenbahn nur bis Quillota in Betrieb gesetzt war, das Reiten. Sonntags wurden während

der Sommermonate, vom September bis April, grössere Ausflüge unternommen. Während der Osterwoche (semana santa) und während des Nationalfestes in den Tagen des 18. September wurden Ritte bis an den Fuss der Cordilleren, bis Santa Rosa etwa 140 Kilometer von Valparaiso ausgeführt. Diese kleinen Reisen genoss man bei dem unwandelbar schönen Wetter um so mehr.

Einen grossen Reiz und einen gewissen Sport hat uns jungen Leuten die freiwillige Feuerwehr in Valparaiso geboten. Nach der Nummerfolge gab es eine englische, eine deutsche (numero dos), eine chilenische, eine französische und eine italienische Kompagnie. Die verschiedenen Nationen wollten bei sich darbietender Gelegenheit es einander zuvorthun. Die Spritzen und Schlauchwagen, von Nordamerika eingeführt, wurden wie bei der derzeitigen freiwilligen Feuerwehr in New York, von den Mannschaften durch die Strassen gezogen, wobei am Tage mancher Landsmann, auch wenn er nicht bombero (Feuerwehrmann) war, sich der Kompagnie anschloss.

Die englischen und deutschen Fahrzeuge waren in derselben Wache untergebracht, und manch fröhlicher Wettstreit ist zwischen den Mitgliedern dieser befreundeten Kompagnien, im tollen Lauf zur Brandstätte, ausgekämpft. Wenn der Feuerlärm am Tage erscholl — intensives Pfeifen der Polizeisoldaten und läuten der Glocken — leerten sich die Geschäftslokale im Nu, die Arbeit ruhte, eiligst warf man sich in Uniform, um der erste am Alarmplatze zu sein. Übungen fanden früh morgens am Sonntage, bei der 2. Kompagnie an dem ersten Sonntage im Monat, und abends an einzelnen Wochentagen statt. Mit grossem Eifer und Liebe zur Sache ist bei den nicht seltenen und zum teil bedeutenden Schadenfeuern in Valparaiso Tüchtiges geleistet.

So sind die anderthalb Jahre Aufenthalt in Chile mir bei vielseitiger Anregung schnell vergangen, und als es ans Scheiden ging, war mir doch traurig zu Mute, obwohl ich zurückkehrte in die norddeutsche Heimat.



VON VALPARAISO NACH MENDOZA

I

ÜBER SANTIAGO NACH SANTA ROSA DE LOS ANDES

Am 19. März 1862 früh morgens gegen fünf Uhr bestieg ich mit meinem Vetter W. R. die Kutsche, welche uns von Valparaiso nach Santiago bringen sollte. In der Dunkelheit waren unsere beiden Mitreisenden, welche bereits im Wagen Platz genommen hatten, anfangs nicht zu erkennen, bei Tagwerden entpuppten sie sich als Mönch und als Handwerkerfrau. Der Wagen rasselte durch die menschenleeren Strassen der Stadt im langsamen Tempo, und erst draussen, auf der offenen Landstrasse, wurde die Gangart der Pferde beschleunigt.

Die Gebirgsgegend beginnt unmittelbar hinter Valparaiso, einzelne Teile der Stadt liegen auf den Hügeln. Die uns von den verschiedenen Ausritten wohl bekannte Strasse nach Casa blanca geht in südöstlicher Richtung fast andauernd bergan. Diese erste Poststation wurde in guten drei Stunden erreicht. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter, ich nahm meinen Lieblingssitz auf Wagenfahrten, beim Kutscher ein, und genoss, wenn auch bisweilen in Staubwolken, die herrliche Gebirgslandschaft. — Der Pass Cuesta de Zapato wurde wie der grösste Teil des Wegs im Galopp zurückgelegt. Unser viersitziger Wagen, eine alte Kalesche, die Sitze eng, die Fenster klein, war mit fünf kräftigen Pferden bespannt, die auf den verschiedenen Poststationen gewechselt wurden. Bei längeren Strecken bergan fuhren wir mit sieben

Pferden. Die Tiere wurden vom Kutscher nicht geschont, auch bergan ging es im flotten Galopp, trotz der wenig gepflegten Landstrasse. Die chilenischen Pferde sind sehr leistungsfähig. Bei dem niedrigen Werte der Pferde herrschte der Grundsatz, dieselben vor dem achten Lebensjahre überhaupt nicht zur Arbeit heranzuziehen, und erst, nachdem das Tier sich kräftig entwickelt hatte, verwandte man es zu Reit- und Fahrdiensten. Nach angestrengter Arbeitszeit kam das chilenische Pferd in den portrero — auf die Weide — und genoss eine längere Erholungszeit.

Die Cuesta del Prado, die letzte auf dem Wege nach Santiago, erreichten wir um vier Uhr, von hier aus genossen wir den grossartig schönen Überblick über die im Pflanzen- und Graswuchs prangende Hochebene. In weiter Ferne die schnee- und eisbedeckten Cordilleren — alles bei der klaren, dunstfreien Luft wie wir sie in Deutschland nur an einzelnen Tagen des Jahres kennen. Nach einstündiger, im schnellsten Tempo zurückgelegter Fahrt, wurden wir Santiagos ansichtig. Die schöne Stadt mit den niedrigen weissen Häusern und den weithin sichtbaren Kirchen vom Abendhimmel rötlich glänzend erleuchtet, das Hochgebirge im Hintergrunde, der weite Fernblick nach rechts und links — ein Bild, das unvergesslich bleibt. So erreichten wir die Hauptstadt der chilenischen Republik um sechs Uhr abends.

Santiago, derzeit eine Stadt von 120 000 Einwohnern, hatte in jenen Jahren nichts von dem Charakter der unter europäischem Einflusse stehenden Hafenstadt Valparaiso. Die Fremden verschwanden in Santiago, während sie in Valparaiso die leitende Stellung einnahmen. Santiago ist eine sauber gehaltene, mit grossen plazas — öffentlichen Plätzen — und einzelnen architektonisch schönen Häusern gezierte Stadt.

Das Strassenleben zeigt sich dem Fremden am charakteristischen, wenn auf der Hauptplaza bei der allabendlich stattfindenden Militärmusik, die durch ihre Schönheit berühmten Santiaguinerinnen und die elegante Welt sich zur Promenade einfinden. An solchen warmen, milden Abenden mit dem klaren, helleuchtenden Mondschein treibt es Jeden hinaus aus der Behausung. »Muy linda la noche« — im fast singenden Tone gesprochen, lässt sich mit dem deutschen »Sehr schön — oder: wie schön ist die Nacht!« — kaum wieder geben.

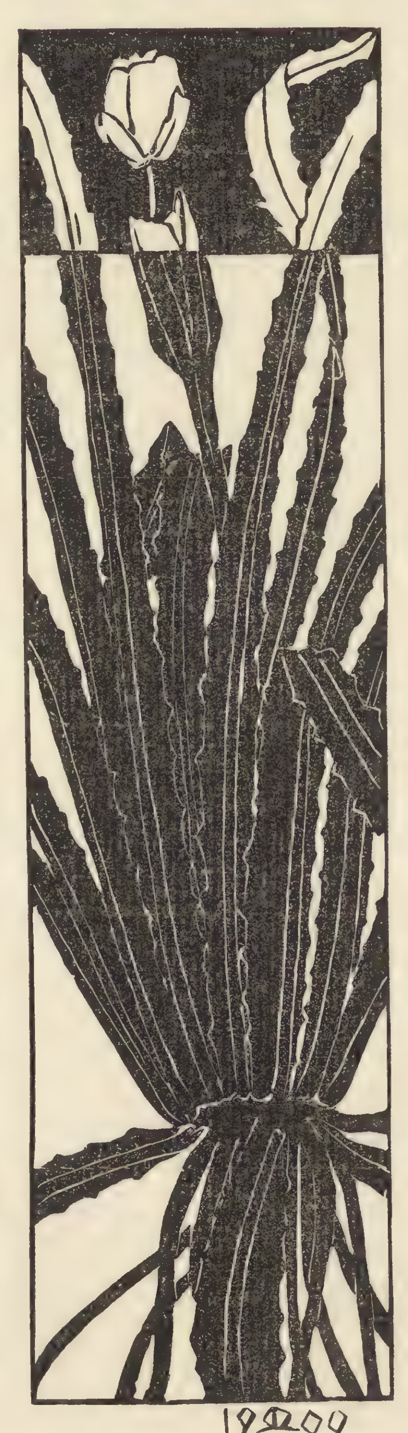
* * *

Ausser einzelnen Kirchen zählte die Münze, ein stattliches Gebäude, das Theater und der botanische Garten nebst der Alameda (Allee) zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Das Theater war klein, indes elegant ausgestattet. Grosse, hohe Theater wurden damals in den Erdbebenländern Süd-Amerikas nicht gebaut. Das Valparaiso-Theater war z. B. so niedrig angelegt, dass auf den dort stattfindenden Maskenbällen — baile con mascaras y sin ellas — (Ball mit und ohne Masken) einzelne der jungen Leute ohne viel Federlesens aus dem ersten Rang in das Parquet sprangen.

Während unseres Aufenthalts in Santiago fuhren wir mit der Eisenbahn nach Rancagna, einem etwa 80 Kilometer südlich der Hauptstadt gelegenen Orte. Die Bahn führt durch eine Gegend, welche sich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichnet. Alles glänzte im üppigsten Grün, diesem Grün, welches wir Deutsche in der Umgegend Valparaisos so sehr entbehren. Ebenso besuchten wir den zu Wagen in einer Stunde zu erreichenden Wasserfall im Feigenwald, wo sich von der Villa des Herrn O'Brien eine herrliche Aussicht in die Gebirgsgegend bietet.

Der Fremde, welcher nach Santiago kommt, wird entzückt sein von der Fernsicht, welche er beim Sonnenuntergange in schönster Beleuchtung vom Hügel de la Santa Lucia geniesst. Imponierend die gewaltige Kette des Anden-Gebirges nach Osten, nach Westen die weitausgedehnte Hochebene, unten die Stadt Santiago.



Lesezeichen

Der Genuss des Aufenthalts in der Hauptstadt wird erhöht durch das stete gute Wetter, etwas woran man sich bei dem Leben in Süd-Amerika als an etwas Selbstverständliches bald gewöhnt, dessen Vorzug man nach der späteren Niederlassung in Europa erst zu schätzen weiss. Die Regenzeit im nördlichen und mittleren Chile bietet ungleich mehr regenfreie Tage als ein sogenannter guter Sommer im lieben Hamburg. Die Regenzeit ist für Valparaiso die angenehmste des Jahres, da während derselben, der in der trockenen Zeit von den alltäglich wiederkehrenden heftigen Südwinden aufgewirbelte, unerträgliche Staub fehlt, und die auf den Regen häufig folgenden klaren Tage einen herrlichen Blick auf die Kette der Cordillera, den Aconcagua und die Vorberge bieten.

Das südliche Chile, Valdivia und andere dortige Küstenplätze sind dagegen mit vielen Regentagen gesegnet.

* * *

Auch Santiago wurde früh um fünf Uhr verlassen. Wir sassen wieder beim Wagenlenker, um die Gegend geniessen zu können. Die Fahrstrasse nach Santa Rosa de los Andes zieht sich in nördlicher Richtung längs der Cordillera. Mittags erreichten wir die Cuesta de Chacabuco, von welcher sich eine grossartig schöne Fernsicht den Blicken des Reisenden zeigt. Bei recht warmer Fahrt erreichten wir unser Ziel um vier Uhr nachmittags. In der am Fusse des Gebirges belegenen Stadt Santa Rosa (800 m) wohnten zu jener Zeit nur einzelne Deutsche. In diesen abgelegenen Plätzen besuchte man als Fremder seine Landsleute, so haben wir einen gemütlichen Abend in der Familie eines Herrn Herz verbracht, der von seinem dortigen Aufenthalt mit besonderer Zufriedenheit sprach.

Ein idyllischer Bergstrom umfliesst das Städtchen, man badet unter schattigen Bäumen, wo es einem gefällt. Santa Rosa zeichnet sich aus durch seinen Weinbau. Die grossen saftvollen Trauben wurden im März geerntet.

Von Santa Rosa ritten wir auf gut geebnetem Wege nach San Felipe de Aconcagua und weiter nach Llaillai.

Ich traf hier meine beiden Reisegefährten für Buenos Aires, Herrn J., geborenen Hamburger, etwa 40 Jahre alt, und meinen Freund und Altersgenossen H., Elberfelder von Geburt, welche von Valparaiso eingetroffen waren. Dem Landesbrauche gemäss, besuchten wir auch hier eine deutsche Familie.

In San Felipe verabschiedete ich mich von meinem lieben Vetter W. R., welcher von dort aus zurück nach Valparaiso reiste, und weiter über San Francisco nach China. — Den 27. März fuhren wir drei Reisegenossen nach Santa Rosa, um daselbst die letzten Ausrüstungen für die Cordillera und Pampa zu vollenden. Die Anschaffungen bestanden in der Hauptsache aus einem Sattel, drei grossen Schaffellen (pellones), als Unterlage zum Schlafen im Freien, und auf dieselbe Weise beim Reiten angenehm zu verwenden, ferner einen poncho, Überhang von schwerem Tuchstoffe, welcher den Oberkörper beim Reiten gegen Staub und Kälte schützt und nachts als Decke zu benutzen ist. — Diese, in Santiago für zusammen ca. 30 Pesos zum derzeitigen, heute kaum noch denkbar hohen Silberkurse, gleich etwa M. 120 — angeschaffte Ausrüstung wurden in Santa Rosa durch einigen Proviant vervollständigt.

Wir trafen in letzterem Orte zusammen mit zwei Händlern aus der argentinischen Confederation, Herrn Carrie und seinem Neffen Don Santiago, welche Herrn J. geschäftlich von Valparaiso bekannt waren. Die argentinischen Käufer kamen in der Regel zweimal jährlich über das Gebirge nach Chile, um in Valparaiso Einkäufe von verschiedenen Kleiderstoffen u. dergl. zu machen. Die Waren wurden auf Maultieren nach dem Bestimmungsorte verladen. Die beiden Carries galten als kundige Reisende für den Gebirgsübergang, wir hatten uns aus diesem Grunde ihnen angeschlossen.

II

ÜBERGANG ÜBER DIE CORDILLEREN

Freitag, den 28. März verliessen wir Santa Rosa de los Andes stolz zu Maultier um drei Uhr nachmittags. Ein grosser Reisezug. Voran ein arriero — der älteste und erfahrendste Maultiertreiber, dann »el jeneral« — den Titel General hatte Herr J. schon vor Antritt der Reise erhalten, da er bereits vor Beginn des Ritts verschiedene Bedenken äusserte. Herr J. hatte nicht übel Lust noch im letzten Augenblicke umzukehren. Um ihn Mut einzuflössen, wurde er von den jüngeren Reisenden zum General ernannt.

Die anderen Gefährten folgten einzeln, der Gebirgsweg war gleich anfangs schon eng und schmal. Dass mit uns ein Zug von ca. 60 frachtbeladenen Maultieren ziehen würde, war uns bekannt gewesen, nicht aber, dass zwei Engländerinnen und ein kleines englisches Mädchen sich uns anschliessen

würden. Ausser ihnen folgte ein chilenisches Ehepaar mit zwei Kindern. Diese sieben Reisenden hatten zweifelsohne auf eine sich darbietende Gelegenheit in Santa Rosa gewartet, um in Gesellschaft und nicht allein mit fremden Maultiertreibern die Cordillera zu überschreiten. Angenehm war uns diese Vergrösserung der Reisegesellschaft nicht, man übernahm eine gewisse Verantwortung für sie, wenn sie uns auch noch so fremd war. Bei etwaigen Reiseschwierigkeiten hätte man hilfreich zur Seite stehen müssen und möglicherweise Aufenthalt dadurch erlitten. Auf der anderen Seite stand der Pass über die Berge Jedem und zwar zu allen Zeiten zur freien Benutzung. Ein interessanter, an Naturschönheiten reicher Weg mit herrlicher Aussicht in das Thal des Aconcagua-Flusses, führte uns nach vierstündigem Ritt im Schritt nach dem Lagerplatze für die erste Nacht.

Wir hatten fünf leguas auf teilweis steil bergan führendem Pfade zurückgelegt, und liessen uns auf dieser Stätte in der Nähe des Flusses bei einer Baumgruppe nieder. Die Nacht unter freiem Himmel, der Sattel als Kopfunterlage hat anfänglich etwas Ungewohntes. Herr J. war mit einem kleinen Zelt ausgerüstet, er war trotzdem nicht sehr entzückt von dem Nachtquartier, und mehr als zuvor sprach er von der Umkehr.

Ein Feuer von dem hier noch reichlich vorhandenen Holze beleuchtete die ungewohnte Szenerie. Die Maultiere waren ihrer Last enthoben und stärkten sich auf dieser letzten Station, wo sie noch Grasfutter und Wasser fanden. Die Tiere bewegen sich frei. — Vor Antritt der Reise hatten sie zwei Wochen im Portrero zugebracht, beim Satteln des morgens war am ersten Tage der Gurt fast nicht lang genug, während am letzten, dem sechsten Tage, das Maultier so abgemagert war, dass das letzte Loch des Sattelgurts für die Befestigung kaum genügte. Diese Maultiere kommen tagelang ohne Nahrung aus, erst in der argentinischen Ebene erhalten sie Futter.

Gegen Morgen ging ein leichter Regen nieder. Die Spitzen der nächstliegenden Berge waren mit Schnee bedeckt. Im Freien schläft man nicht zu lange. Wir erhoben uns bereits vor Sonnenaufgang, nach dem Frühstück wurde gesattelt, ein Jeder ist hier sein eigener Reitknecht. Um sieben Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Im Schritt geht es langsam bergan, immer stetig vorwärts, ohne Aufenthalt. Brot und etwas Fleisch geniesst man während des Reitens, erst nachmittags gegen vier Uhr wurde angehalten und wie am Abend zuvor das Lager bereitet.

Die Strasse zieht sich in dem Thale des kleiner werdenden Flusses grösstenteils steil bergan. Die Schluchten wurden enger, der Ausblick beschränkter, nur dann und wann ragte einer der mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen hervor. Die chilenische Cordillera mit ihren dunklen abschüssigen Bergen macht einen düsteren, fast unheimlichen Eindruck im Gegensatz zu der argentinischen Seite des Gebirges, welche flacher und allmählicher abfällt. Unsere englische und chilenische Reisegesellschaft war langsamer als wir vorwärts gekommen, sie erreichte unseren Halteplatz erst eine Stunde später.

Wir hatten uns in unmittelbarer Nähe einer casucha gelagert. Casucha ist ein kleines Haus. Auf dem Pass nach Mendoza hat es vor der Erdbeben-Katastrophe des letzteren Orts mehrere dieser Häuschen gegeben. Das Erdbeben von Mendoza, auf das ich zurückkommen werde, fand statt am 20. März 1861, pflanzte sich fort bis in die Cordillera, und hat dort diese kleineren Unterkunftshäuser fast ganz zerstört. Sie sind teilweise wieder notdürftig hergestellt.

Solch Haus ist primitivster Art. Die Leere des Raums, welcher von den vier Aussenmauern gebildet ist, wird nur unterbrochen durch eine Mauererhöhung, die als Kochstelle benutzt wird.

Die casucha in den Cordilleren bildet in ihrer Einfachheit das Gegenteil eines Hôtels in den schweizer Hochalpen.

Bereits seit Mittag war es kalt geworden, diese Frische waren wir in Chile nicht gewohnt gewesen, besonders in letzter Zeit hatten wir es recht warm gehabt. Man fühlte den Temperatur-Unterschied um so empfindlicher.

Wie herrlich mundete an diesem Abend der heisse Maté-Thee. Um den Topf, gefüllt mit Blätterthee, sitzt und hockt die Gesellschaft einschliesslich der Arrieros. Die Flüssigkeit wird durch ein Metallrohr genossen, und eine Beleidigung wäre es gewesen, wenn Jemand etwa ein eigenes Rohr zum Trinken verwandt hätte.

An diesem zweiten Abend in den Bergen herrschte bereits eine ganz gemütliche Stimmung. Die ursprünglich so fremde Reisegesellschaft war bekannter geworden.

Um 6 Uhr wurde am nächsten Morgen geweckt. Man hatte sich am Abend zuvor mit Stiefeln und Sporen zur Ruhe begeben, und da von heute an sogar das Waschen aufhörte, so war das Toilettemachen eine wenig zeitraubende Prozedur. Das Waschen der Haut wird bei der kalten Temperatur von den Eingeborenen nicht für rätlich befunden, sie fühlen sich äusserst

wohl ohne die von uns Europäern hoch geschätzte Reinlichkeit. Und für uns war der Grund des Nichtwaschens ein höchst einfacher. Wasser wurde ein rarer Artikel. Trinkwasser und das nötige Wasser zum Kochen war nur als Proviant mitgenommen. Mit Gepäck und Extralasten hatte man sich auf das notwendigste beschränkt.

Es ist merkwürdig wie sich der Mensch bald an alles Mögliche gewöhnt, so auch an das Nichtwaschen, was selbst nachher in der Pampa, wo auf den meisten Nachtquartieren ebenfalls Wassermangel herrschte, fortgesetzt wurde. Man war gewöhnlich so müde von dem vielstündigen Reiten, dass man jede Minute benutzte, um abends nach der Hauptmahlzeit so bald wie möglich zu schlafen und am nächsten Morgen — in der Regel begann das Tagewerk schon recht früh — so lang es anging die Ruhe zu geniessen.

An diesem unserm dritten Reisetage setzten wir uns bei hellem Sonnenschein um halb acht Uhr in Bewegung. Immer bergan und bergan, im langsamen steten Schritt, ohne jeglichen Aufenthalt. Jeder Reiter erhielt für die Reisezeit dasselbe von ihm in Santa Rosa ausgewählte Maultier. Mensch und Tier gewöhnen sich bald aneinander, beide kannten bereits die besonderen und berechtigten Eigentümlichkeiten des anderen. — Ein jeder rühmte seine »Mula«, man hatte sich mit dem guten Tiere angefreundet, zum Abschied liebte man es fast. Mula war so geduldig, ging ihren Weg sicher und ruhig, hatte nur eine Eigenschaft, an die sich der Reitersmann erst langsam gewöhnt, und welche darin besteht, dass das liebe Maultier auf dem schmalen Wege immer möglichst weit aussen, nah dem, zum Teil recht jähen, tiefen Abgrund wandelt, — so weit wie nur angängig von der Felswand. Auch das hat seinen guten Grund. Mula zieht in der Regel mit Lasten über die Berge, hat nur selten die Ehre einen Menschen zu tragen. Die Warenlast ist auf beiden Seiten des Maultieres gleichmässig verteilt, z. B. von der chilenischen Seite kommend mit Manufakturwaren in zwei Kisten zusammen 140 Kilogramm wiegend, während das Lama in Peru bis zu 60 Kilogramm trägt. — Das Maultier ist nun gewöhnt sich im gewissen Abstand von der Felswand zu halten, um zu verhindern, dass die Seitenlast gegen den Felsen stösst, und so geht das Tier naturgemäss möglichst an der Aussenseite des Wegs. Der Mendoza-Pass ist teilweise, und zwar auf längeren Strecken besonders auf der argentinischen Seite, so schmal, dass ein Arriero eine halbe bis eine Stunde vorausreitet, um auf dem entgegengesetzten Teile des Wegs

einer etwa von jener Richtung kommenden Karawane oder den Treibern der grossen Heerden argentinischer Ochsen und Rinder Halt zu gebieten. Ein Zusammentreffen von Trupps auf dem schmalen abschüssigen Passstellen könnte verhängnisvoll werden.

Dem General gefielen nicht sonderlich solche Wegstrecken, welche, um mit Bädecker zu reden, für nicht schwindelfreie kaum zu empfehlen sind. Bergan wirken diese ungemütlichen Stellen bei weitem nicht in dem Masse auf den Reisenden wie bergab, wo man sich erst mit dem Gedanken vertraut zu machen hat, dass die gute, nun schon so bekannt und befreundet gewordene Mula nicht straucheln darf. — An solchen Passstellen wurde auch wohl abgestiegen, und man legte eine Strecke Wegs zu Fuss zurück. — Nicht unerwähnt lasse ich, dass die Furcht des einzelnen, die anderen in der Regel zum Gegenteil, zum mutigeren Vorgehen anspornt, wie letzteres hier bei den jüngeren Reisegefährten der Fall war.

Der schöne Sonnenschein der ersten Morgenstunden dieses Tags sollte nicht von Dauer sein. Gegen 9 Uhr begann es zu schneien, in dem engen Bergpasse wurde es recht dunkel. Eine Stunde später erreichten wir einen düster gelegenen See, den Lago del Inca, auf der Höhe von 2900 m, und um Mittag den Höhepunkt des Uspallata-Passes, die Cumbre, etwa 3500 m über dem Meeresspiegel. Die Cordilleren-Pässe sind nicht zahlreich, sie sind sehr hoch belegen, meist über 3000 m. Während die Mittelhöhe der Schneelinie der Schweizer Alpen mit etwa 2900 m angenommen wird, ist die Cumbre fast drei Monate im Jahre schneefrei.

Der Weg führt hier längs des Fusses des Aconcaguas, des majestätischsten jener Bergriesen. Nach der neusten Güssfeldtschen Forschung ist der Aconcagua mit 6970 m der höchste Berg der Cordilleren, es folgt der Chimborazo in Ecuador mit 6690 m und als dritthöchster der Sorate in Bolivien mit 6650 m. Vergleichsweise sei hier der höchsten europäischen Bergspitze, des Montblanc mit 4810 m erwähnt.

* * *

Das Wetter klärte zeitweise ein wenig auf, so dass die chilenische und die argentinische Cordillera gleichzeitig sichtbar war. Im ganzen schneite es diesen Sonntag fast ununterbrochen. Es war ein eisig kalter Tag, zumal für

uns, für die der Wechsel vom warmen chilenischen Sommer zum Winterwetter ein so schneller gewesen war. Doch wie leicht und glücklich erträgt man Kälte und Ungemach im Jugendalter von zweiundzwanzig Jahren. Der Übergang über die Anden wird für Reisende sowie für Waren und andere Transporte in der Zeit von Mitte November bis Ende März benutzt, während des Winters ist der Pass durch den Schnee unwegsam. Unsere Reise war für den Fall eines frühen Eintritts des Winters etwas spät unternommen. Die cumbre — die Spitze, die Passhöhe — bildet ein etwa drei Kilometer langes Hochplateau. Hier begegneten wir den ersten Reisenden von der anderen Seite. Man staunte sich gegenseitig an, ohne bei dem unfreundlichen Schneetreiben sich aufzuhalten. Es blies hier oben ein Schneesturm, der eines norddeutschen Wintertags würdig war, und doch lag etwas Anheimelndes in diesem langentbehrten Schnee. Die grosse weisse Fläche erweckte Heimats- und Jugenderinnerungen. Wie hatte man als Junge solche Schneetage genossen! Die fremde Gesellschaft befand sich selbstredend ebenfalls auf Maultieren — Pferde werden für diese Passübergänge nicht verwendet — die mula ist den Strapazen und der Nahrungslosigkeit besser gewachsen als das Pferd. Auch in Betreff der Sicherheit der Gangart an gefahrvollen Stellen ist dem Maultiere unbedingt der Vorzug zu geben.

Unsere Arrieros, welche sich bei ihren Kollegen nach den fremden Reisenden erkundigt hatten, teilten uns mit wichtiger Miene mit, dass die Fremden Mitglieder einer Schauspieler-Truppe seien, welche in Buenos Aires gastiert hätten und nun nach der Westküste übersiedelten. Die vielen Damen der Gesellschaft waren, der Kälte wegen, mit Masken versehen, was einen spassigen Eindruck machte und zu verschiedenen liebenswürdigen Zurufen und Erwiderungen Anlass bot. Einige Zeit später, als es bereits bergab ging, kam uns ein grosser Zug Ochsen entgegen. Der Weg war hier breit genug, um die Herde bequem passieren zu lassen. Die Tiere, welche sich bereits mehrere Tage auf diesem beschwerlichen Bergpfade ohne Nahrung bewegt hatten, waren so zahm und gutmütig geworden, dass sie für uns nicht unbequem wurden.

Wetterfeste, halbverwilderte Gesellen sind diese Treiber der Ochsenherden, die argentinischen Gauchos. Das Schlachtvieh kommt in grossen Mengen aus der Pampa nach Chile hinüber. Manch Tier geht bei diesem Gebirgs-Übergang an Mangel an Nahrung und Wasser und durch die Strapazen

zu Grunde. Eine Aufsicht über die Strasse herrschte, meines Wissens nach, nicht. Sie wird wohl notdürftig in Ordnung gehalten, aber um die auf dem Transporte umgekommenen Tiere kümmert sich niemand, sie werden das Eigentum des grössten und mächtigsten der Raubvögel dieser gewaltigen Berge, des Kondors, des einzigsten lebenden Wesens in der Oede von Schnee und Eis.

Gegen Abend wurde der jetzt zu passierende Teil des Weges an einigen Stellen recht glatt, sodass wir abstiegen und eine grosse Strecke bergab zu Fuss gingen, das Maultier hinter uns führend. — Bei dieser Gelegenheit hatten wir unsere Reisegefährtinnen, die englischen Damen zu unterstützen. Gegen zwei Uhr nachmittags begann ein starker Schneefall, ein Temporal (Schneesturm) hatte eingesetzt.

Vor Sonnenuntergang klärte der Himmel nochmals auf, die grossartige Gebirgs-Szenerie lag im blendendweissen Schnee vor uns. — Den für die Nacht in Aussicht genommenen Halteplatz erreichten wir um fünfeinhalb Uhr; es begann aufs neue zu schneien. Das kleine Zelt wurde aufgestellt; es schneite bis spät in die Nacht. — Die Kälte war trotz des angelegten Feuers — wir hatten Brennholz für diesen Zweck mitgenommen — recht empfindlich. Wir schliefen mit Unterbrechung; die Furcht des Herrn J. erreichte in dieser Nacht ihren Höhepunkt; er glaubte, dass unsere Maultiertreiber unzuverlässig seien und vielleicht gefährlich für uns werden könnten; ein Grund dazu lag nicht vor, unsere Arrieros hatten sich in jeder Weise als gute zuverlässige Leute erwiesen. — Der Lagerplatz, welcher gegen den Schneesturm ziemlich geschützt lag, befand sich in der Nähe der Puente del Inca (Incabrücke).

DEN 31. MÄRZ, MONTAG FRÜH

Das Wetter hatte sich gebessert. Als wir uns nach der wenig angenehmen Nacht bei strenger Kälte bei Tagesanbruch erhoben, funkelten die Sterne am wolkenlosen Himmel. Es ging heute langsamer als seither vorwärts; bis gegen Mittag ritten wir im tiefen Schnee. — Der Weg führte längst des Mendoza-Flusses.

Punta de las Vacas erreichten wir um ein Uhr Mittags und nahmen hier von Herrn Carrié und Don Santiago Abschied; unser Zug bewegte sich ihnen

nicht schnell genug. Gegen Abend begegneten wir wieder einer grossen Herde Ochsen, die Anzahl wurde auf 400 geschätzt. — Unsere Capataz (Anführer der Maultiertreiber) waren vorsichtigerweise vorausgeritten. — Die Herde lagerte an einer ausgedehnten Stelle des Weges, welcher von hier an im allgemeinen viel breiter wurde als der Bergpfad auf der chilenischen Seite der Cordillera. Um 6 Uhr machten wir halt. Nachts war es recht kalt; wir befanden uns auf einer Höhe von 2600 Meter.

Der nächste Morgen war vom Wetter begünstigt; es entfaltete sich unseren Blicken eine grossartig schöne Gebirgslandschaft. Die argentinische Cordillera mit ihren weit ausgedehnten Thälern bietet einen ungleich freundlicheren Eindruck als die chilenische. Wie schon erwähnt, ist dieser Abstieg wenig steil. Der Pass zieht sich längs des Mendoza-Flusses, an einzelnen Stellen kommt der Weg nahe an den Fluss heran, an anderen Stellen erhebt er sich zu einer Höhe von wohl 300 m über dem tief unten schäumenden Wasser. Wir passierten Calleton, La Caula und Costalera. An diesen drei Punkten wird der Weg nochmal recht eng, auch hier haben wir teilweise die Maultiere geführt. Es giebt dies dem Reisenden beim Bergabsteigen eine gewisse Beruhigung; von den Arrieros stieg niemand ab. Von Costalera wurde die Strasse gut und bequem.

Nachmittags um vier Uhr sahen wir von unserem erhöhten Standpunkte aus, vor uns die unendliche Pampa, ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl für denjenigen, welcher aus dem Flachlande stammt, und welcher trotz der schönsten Gegenden sich nie an das Gebirge gewöhnt. Man fühlt eine gewisse Erleichterung. Dieser Anblick der Ebene veranlasste ein lange Zeit nicht mehr gekanntes freieres Aufatmen.

Bei Valparaiso war eine grössere Ebene etwas Unbekanntes; wenn das Auge nicht auf das Meer gerichtet ist, erblickt es nur Berge und Berge. Bei unserm tief empfundenen, ersten Anblick der Pampa hatten wir das Gefühl, dass wir eine andere Welt hinter uns liessen — eine Bergwelt — und nun der Heimat um einen grossen Schritt näher gekommen seien.

Die mächtige Schranke, die Cordillera, war überstiegen.

* * *

In Resguardo Uspallata, der ersten Ansiedelung auf dieser Seite des Gebirges, wo selbst ein argentinisches Zollhaus errichtet ist, kamen wir spät um halb acht Uhr an. Hinter uns leuchteten die grossen Schneeberge durch die Nacht; wir schliefen zum erstenmal wieder in einem Zimmer, allerdings nicht in einem Bett, sondern auf unseren Schaffellen. In Uspallata giebt es schon Pappelbäume.

Am nächsten Morgen wiederum das schönste Wetter, wolkenloser Himmel. Wir brachen erst vormittags um zehn Uhr auf und bewegten uns jetzt, teilweise längere Zeit, auf ebener Landstrasse, wenngleich im allgemeinen der Weg langsam bergab führte.

Um halb fünf Uhr sahen wir in weiter Ferne die Stadt Mendoza. Wir genossen den schönen Rückblick auf die im klaren Abendhimmel liegenden Andenberge. Eine Schlucht führte uns hinunter nach Villa Vicencia, einem kleinen Bergstädtchen. Am heutigen Tage sahen wir längs des Weges einzelne Holzkreuze, welche die Stellen kennzeichnen, wo Mordthaten stattgefunden haben.

In der Nähe von Villa Vicencia zieht sich der Weg durch eine quebrada (Schlucht). Es war bereits Nacht geworden, als wir in Villa Vicencia ankamen. Da wir am nächsten Morgen früh aufzubrechen beabsichtigten, schliefen wir bereits vor dem Abendessen und nachher bis zwei Uhr morgens. Um vier Uhr verliessen wir die kleine Ortschaft, ohne unsere bisherige Maultierkarawane. Es handelte sich darum, in Zeiten nach Mendoza zu kommen. Sonnenaufgang gegen sechs Uhr. Wir waren zu dieser Zeit in der Ebene; es wurde bald darauf recht warm und die Landstrasse sehr staubig. Unsere Maultiere wurden in den ungewohnten Galopp gesetzt. Wir sahen hier bereits viele verlassene zusammengestürzte Häuser, genossen aber den Anblick der schönen Bäume und der lieblichen fruchtbaren, im herrlichsten Grün prangenden Landschaft! Mendoza (830 m) erreichten wir nach zwei Uhr nachmittags, zu spät für den Anschluss an die am selben Morgen abgegangene Post, welche von hier aus einmal wöchentlich nach Rosario fährt.

Der Pass von Mendoza, auch Cumbre Pass genannt, hat während der Kriege um die Befreiung vom spanischen Joch für die Chilenen eine militärische Bedeutung gehabt und ist denkwürdig geworden durch den Übergang des Revolutionsheeres unter San Martin 1817. Die Spanier, welche zuerst 1535 von Peru aus in Chile eingedrungen sind, erfreuten sich bis zum Jahre 1809 des

unbeschränkten Besitzes dieses an Silber und Kupfer reichen Landes, welches seines üppigen Getreidewachstums wegen die Kornkammer Perus genannt ist.

Angeregt durch das Beispiel von Buenos Aires gab sich im Jahre 1809 die Neigung kund, sich von Spanien unabhängig zu machen. Der 18. September 1810 gilt als der historische Tag der Unabhängigkeitserklärung, wenn auch mit dieser Zeit erst der Ernst des Kampfes begann. Die wirkliche Unabhängigkeit datiert vom 5. April 1818, begründet durch den Sieg der Chilenen auf der Ebene von Maypu. In dem dann folgenden Bürgerkrieg wurde O'Higgins am 2. Oktober 1814 bei Rancagua geschlagen, entkam aber mit vielen Truppen über die Anden nach Mendoza. Länger als 2 Jahre regierte Osorio, welcher von Peru mit Truppen nach Chile gekommen war, um Chile für Spanien wieder zu erobern.

Buenos Aires erkannte die ihm von Chile aus drohende Gefahr, und unterstützte die ausgewanderten Chilenen, die unter General San Martin mit Truppen der Plata-Staaten zu einem Heer organisiert wurden.

Es gelang San Martin im Februar 1817 mit 4000 Mann, wohl den kühnsten Marsch, welcher je stattgefunden hat, in acht Tagen einen Weg von etwa 250 Kilometern über den unbewohnten 3500 m hohen Mendozapass zurückzulegen. Napoleons epochemachender Zug über die Alpen, führte über den 2008 m hohen Simplonpass.

Die Spanier erlitten alsdann bei Chacabuco eine entschiedene Niederlage, sie wurden weiter zurückgedrängt und O'Higgins wurde zum Staatsoberhaupt erwählt.



VON MENDOZA NACH HAMBURG

MENDOZA

Wir nahmen Quartier in einem sogenannten Hôtel. Seit dem furchtbaren Erdbeben vom vorhergehenden Jahre war Mendoza verlassen und nicht wieder aufgebaut. Das Hôtel bestand aus einem grossen Zelt, welches in der Alameda (Pappelallee) errichtet war. Weintrauben von besonderer Grösse und Güte wuchsen in unmittelbarer Nähe der Stadt; sonst überall Ruinen, fusshoher Staub, was einen traurigen Eindruck machte.

Welch schöne Stadt muss Mendoza vor der furchtbaren Katastrophe vom 20. März 1861 gewesen sein; als wir es sahen war es nur ein Ruinenhaufen.

Der Staat Mendoza ist der am besten kultivierte Staat von Argentinien. — Man zieht hier einen recht guten Wein, ferner sind die Obstgärten und die künstlich bewässerten Wiesen zu erwähnen. Die Viehzucht ist von Bedeutung.

Meinem Freunde H. war in einem Engpass nahe der Cumbre der Unfall zugestossen, dass ein Lasttier sich zu nahe an das seinige herandrängte und infolgedessen der scharfe Kistenrand H's Knie streifte. Wir hatten für solche Kontusionen in unserer kleinen Reise-Apotheke Bleiwasser zur Hand. Die Wunde konnte beim Reiten nicht heilen und in Mendoza musste H. das Bett, oder richtiger gesagt, seine Pellones hüten.

Leider besserte sich die Wunde nur langsam. H. hat infolgedessen in Mendoza das »Hôtel« kaum verlassen dürfen. In demselben Zelte mit uns logierte ein argentinischer Mönch, welcher als Seelsorger für die wenigen Bewohner Mendozas, welche sich dort wieder niedergelassen hatten, angestellt war.

Von der Furchtbarkeit eines Erdbebens gewinnt man erst eine Anschauung, nachdem man einen auf diese Weise zerstörten Platz in Augenschein genommen hat. Die Wirklichkeit spottet jeder Vorstellung.

Wie wenig Eindruck machten auf mich, als neuen Ankömmling, in Chile die ersten Erdstösse, welche ich dort bald nach meiner Ankunft, im September 1860, erlebte. Die leicht gebauten Häuser Valparaiso's werden durch den kleinsten Erdstoss in eine gewisse schwankende Bewegung gesetzt. Die Häuser, Kirchen, Theater und andere Gebäude sind, um möglichst widerstandsfähig gegen Erdbeben zu sein, verhältnismässig niedrig gebaut. Die Decken der Wohnräume sind nicht, wie bei uns in Europa, mit Gips verkleidet, sondern mit Holz getäfelt.

Mein erstes, in der Nacht erlebtes Erdbeben in Valparaiso hatte ich kaum beachtet, die eiserne Bettstelle bewegte sich ein wenig; ich hörte ein Rasseln, verursacht durch die leichten Schwankungen unseres Hauses, schlief sofort wieder ein und hätte am nächsten Morgen nichts weiter davon erwähnt. Die anderen jungen Leute, mit denen ich zusammen wohnte, sprachen am folgenden Tage kaum von etwas anderem, als von dem Erdstoss der letzten Nacht, welcher sich gegen Morgen wiederholt hatte.

Auch die nächsten Erderschütterungen machten auf mich wenig Eindruck und ich hatte das Gefühl, dass diese Furcht vor Erdbeben bei den Chilenen und bei den schon längere Zeit dort weilenden Fremden eine etwas übertriebene sei. — Nachdem ich aber Mendoza in seiner ganzen Schrecklichkeit gesehen habe, bin ich eines anderen belehrt.

Mendoza liegt von Valparaiso nahe an 400 Kilometer entfernt. Dasselbe Erdbeben trat auch in Valparaiso heftig auf, wenngleich kein Schaden dadurch verursacht wurde. Es war der stärkste Erdstoss, welchen ich erlebt habe und während die früheren in der Regel eine Dauer von 10 Sekunden gehabt haben mögen, soll der Stoss vom 20. März 1861, in Valparaiso fast eine Minute angehalten haben. Er fand statt abends acht einhalb Uhr.

Ich war um diese Zeit mit Freunden und dem alten Kapitän Bannau vom Barkschiff »Wilhelm Ludewig«, der Firma T. & R. in Hamburg, in einer Kegelbahn. Während wir nun sämtlich auf die Strasse eilten, blieb der Kapitän, welcher keine Ahnung von einem Erdbeben hatte, sehr gemütlich in der bedeckten Kegelbahn, und als er mit Erstaunen unser Forteilen bemerkte, rief er »kiek mol de Vogelbuer«. In der Kegelbahn hing unter der Decke

ein Vogelbauer, welches sich hin und her bewegte. Wir empfahlen dem lieben Kapitän, sofort mit uns das Lokal zu verlassen.

Am zweiten Ostertage traf in Valparaiso die Nachricht von der Zerstörung der blühenden Stadt Mendoza ein, verbunden mit einem grossen Verlust an Menschenleben. Wie sich später herausstellte, sind dort am 20. März mehr als 9000 Menschen ums Leben gekommen. — Die Einwohnerzahl von Mendoza wurde zu jener Zeit auf 12 000 geschätzt. — Die Vernichtung von 9000 Menschen ergiebt mithin den kolossalen Verlust von 75 %. Das schlimmste Erdbeben des 18. Jahrhunderts, dasjenige von Lissabon zerstörte zweidrittel der Stadt, und kostete etwa 30 000 Menschen, einem fünftel der Einwohnerzahl, das Leben. In Pompeji gingen 79 nach Christi von 20 000 Menschen 2000 zu Grunde.

Eine alte, in Erdbebenländern dem Ankömmling schnell bekanntgegebene gute Regel ist, dass im Fall der Not die aus den Häusern Flüchtenden in den engen Strassen der Stadt, wo im kritischen Augenblick das Freie kaum mehr zu erreichen ist, sich am Sichersten unter die Hausthürumrahmung stellen, um der Gefahr zu entgehen, von den einstürzenden Mauern in der Strasse erschlagen zu werden. Der Druck der einstürzenden Mauern auf die Thürumfassung gleicht sich sozusagen beinahe aus, und ist infolgedessen der Aufenthalt in der Hausthür während der Katastrophe unter Umständen der empfehlenswerteste. Auffallend war es, dass bei den meisten der gänzlich zerstörten Häuser Mendozas die Hausthürumrahmung stehen geblieben war.

Besonders viele Frauen und auch Männer befanden sich an jenem Mittwoch Abend, dem Vorabend des grünen Donnerstages der Osterwoche, in den Kirchen von Mendoza; sie sind fast sämtlich umgekommen. Die sich nach dem Ausgange stürzenden Menschen bildeten gar bald einen undurchdringlichen Knäuel. Das nach dem Zusammensturz der einzelnen Häuser ausgebrochene Feuer, entstanden durch die brennenden Lampen u. d. hat Vielen das Leben gekostet. Eine Apotheke wurde als Entstehungsherd des Feuers bezeichnet. Es soll eine nicht unbedeutende Anzahl von Menschen, welche später möglicherweise hätte gerettet werden können, durch Feuer und Rauch in den Häusern zu Grunde gegangen sein. Rettungsversuche sind, soweit solche möglich waren, in den nächsten Tagen von den Überlebenden und den Hülfsmannschaften aus der Nachbarschaft gemacht worden. Nach Lage der Verhältnisse sind aus den Ruinen nur wenige gerettet.

Am 20. März 1862, dem Jahrestage des Erdbebens von Mendoza, sass neben mir beim Abendessen im Santiago-Hôtel ein deutscher Ingenieur, Namens Schuberth, mit dem ich näher bekannt wurde. Schuberth feierte am 20. März, wie er sich ausdrückte, noch einmal sein einjähriges Geburtstagsfest. Als mir diese Redewendung nicht verständlich war, antwortete er mir auf mein Befragen in tiefernster Weise: »In dieser Stunde, vor einem Jahre, erlebte ich in Mendoza das furchtbare Erdbeben«. Und weiter erzählte er: Ich befand mich in dem Hause einer mir befreundeten argentinischen Familie. In dem Augenblicke des Zusammenbruchs des Hauses eilte die junge Mutter zu ihrem Kinde in das benachbarte Zimmer, und stürzte mit dem Kinde im Arm, ihren Liebling so weit es anging mit ihrem Körper schützend, unter den Trümmern zusammen. Instinktmässig war auch ich in jenes Zimmer geeilt, um zu retten, allein umsonst. Im nächsten Augenblick bildet das Zimmer mit dem übrigen Teil des Hauses einen Trümmerhaufen. Ich war glücklicherweise in eine Lage gekommen, in welcher ich zu atmen vermochte, wenngleich mein Arm und ein Bein verwundet waren. In der Aufregung habe ich nichts von den Schmerzen gefühlt, welche einige Stunden später sich in heftiger Weise einstellten. In den ersten Minuten, oder mögen es Stunden gewesen sein, das ist bei solchen Erlebnissen kaum zu schätzen, hörte ich noch das Wimmern der unglücklichen Mutter, welche mir zurief, das Kind sei tot. Die Unglückliche wurde stiller und stiller, und ist ebenfalls gestorben.

Ob ich längere Zeit noch die Besinnung behalten habe, weiss ich nicht, auch war mir die Zeit, welche ich unter den Ruinen verbrachte, nicht bekannt; wie sich alsdann herausstellte, bin ich bereits im Laufe des nächsten Tages durch die Nachforschungen und aufopfernden Anstrengungen von Freunden welche wussten, dass ich mich zur Zeit der Katastrophe in jenem Hause aufgehalten hatte, gerettet worden. Nachdem ich mich zuvor bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, mein junges Leben hier einbüssen zu müssen, hörte ich ein Hämmern und Hacken und bald darauf erfolgte die Erlösung von meinen Leiden.

Meine Verwundungen stellten sich nachträglich als unbedenklich heraus; mir fehlten indess die Kräfte, um mich an dem Rettungswerke anderer beteiligen zu können.

Schuberth erwähnte bei seinen Mitteilungen über das Erdbeben, dass in den folgenden Tagen Montañeros (Bergbewohner) aus der Cordillera und

anderes Gesindel aus der Umgegend sich, wie auf einem Schlachtfelde, auch hier einstellten; sie raubten, was zu rauben war, im besonderen die silbernen Gegenstände aus den Kirchen.

Eines merkwürdigen Leidensfalles erwähnte Sch. Ein Sergeant der Carabiniers hat sich siebzehn Tage unter den Trümmern befunden; um seinen Hunger zu stillen, ass er Erde. Als dieser Unglückliche aufgefunden wurde, lebte er noch, Kopf und Seite des Mannes waren indes von Maden angefressen. Der Sergeant starb zwei Tage nach seiner »Errettung«.

Bei unserem Gange durch die verwüsteten, mit hohem Staub bedeckten toten Strassen haben wir noch manches Gerippe angetroffen, in einem Mönchkloster lagen deren mehrere beisammen; Knochen, Zähne, Haare und Stiefel waren gut erhalten geblieben.

Mendoza ist jahrelang nach dem furchtbaren 20. März so gut wie verlassen gewesen; erst allmählich sind Menschen zurückgekehrt und haben sich in dieser fruchtbaren, herrlichen Gegend, wo Erdbeben, wie überhaupt auf dieser Seite der Cordilleren zu den Seltenheiten gehören, niedergelassen.

DIE PAMPA

1862. 8. APRIL DIENSTAG

Wir verliessen Mendoza heute morgen um 11 Uhr in einer Kutsche, worin Herr I., H., die beiden englischen Damen und das kleine Mädchen Platz genommen hatten. Ich sass draussen auf dem Kutschbock mit dem Correo (Postbeamten).

Die Kutsche war recht klein, eigentlich nur für 4 Personen bestimmt und bespannt mit 6 Pferden, auf jedem Pferd sass ein Reiter.

Von Anfang an wurde, trotz der wenig guten Landstrasse im scharfen Galopp gefahren. Wir hatten unterwegs zweimal die Pferde gewechselt, nach durchschnittlich ca. zweistündigem Fahren. Die kleinen Poststationen, bestehen aus einem Rancho und einem Corral. Rancho ist ein kleines, aus Lehm hergestelltes Haus, welches den Gaucho mit seiner Familie beherbergt, daselbst wohnen in der Regel noch ein oder zwei Gauchos als Gehülfen. Der Corral besteht aus einer Umzäunung in unmittelbarer Nähe des Rancho, worin für die Post eine grosse Anzahl Pferde aus der Pampa zusammengetrieben ist, und aus welcher Pferdemenge sich der Correo sechs Tiere zur Postbeförderung wählt; sie werden mit dem Lazo eingefangen. —

Ein interessantes Schauspiel wenn die Pferde von den Gauchos gehetzt werden. — Nach einer Fahrt von dreizehn Leguas erreichten wir Retamo nachmittags halb fünf Uhr.

Dieses erste Posthaus war ein verhältnismässig gutes; trotzdem liess es, was Reinlichkeit anbetraf, im Innern manches zu wünschen übrig, und da wir hinsichtlich der Schlafstelle durch unser Zelthôtel in Mendoza nicht verwöhnt waren, so zogen wir vor, bei der warmen Nacht im Freien zu schlafen. Die Kost auf der Pampareise war sehr einfach; die Hauptmahlzeit nahmen wir abends auf unserem Halteplatze ein.

In Retamo wurde bei unserer Ankunft ein Hammel eingefangen, zerlegt und im Freien auf Bratspiessen geröstet; nachdem das Fleisch einigermassen gar geworden, erhielt ein jeder Stücke in der Grösse nach seinem Belieben. Dieses Fleisch war so zäh, dass man es nur in sehr klein geschnittenen Stücken geniessen konnte. Von Tellern war hier keine Rede und ebenso wenig von Gabeln. Thee war unser gewöhnliches Getränk, wir hatten uns gut damit versorgt. Von dem Fleisch nimmt ein jeder sich für den nächsten Tag das entsprechende Stück mit, denn unterwegs wird nur so lange angehalten, als es Zeit erfordert, die Pferde für die Kutsche zu wechseln; auf den kleinen Poststationen ist ausserdem nichts erhältlich.

Am folgenden Morgen wurde um zwei Uhr geweckt; der Mond stand hell am Himmel und um halb vier Uhr begann die gemütliche Fahrt. Bei dem schönen Sonnenaufgang haben wir nochmals die uns nun gut bekannten Cordillera-Berge in der Ferne genossen. An diesem Tage hatten wir eine lebhafte Diskussion mit unseren englischen Damen wegen der Plätze in der Kutsche. Sie hatten nämlich kein Recht gehabt, in dieser Kutsche, welche nur Platz für vier Erwachsene hatte, eine dritte Person, das kleine Mädchen, mitzunehmen. Aus Menschlichkeitsrücksichten hatten wir selbstverständlich bei der Abfahrt nicht dagegen protestiert; da die Damen indes nach der derzeitigen Mode umfangreiche Krinolinen trugen, so war dadurch der Platz in der Kutsche für die Herren I. und H. ein unangenehm beschränkter. H.'s verletztes Bein war noch immer geschwollen und die Wunde nicht geheilt; für ihn war infolgedessen der enge Platz im Wagen doppelt lästig. Das Resultat der lebhaften Diskussion ist denn gewesen, dass die beiden Damen im nächsten Rancho sich ihrer Krinolinen entledigten, und diese Krinolinen zusammengeschnürt und ausser dem wenigen Reisegepäck, das einem Jeden

gestattet war, oben auf dem Wagen befestigt wurden. Diese Verpackung gab später an den verschiedenen Poststationen zu spassigen Bemerkungen Anlass.

Was unser Gepäck anbetraf, so bestand dasselbe in der Hauptsache aus dem in der Cordillera benutzten Sattel. Im Übrigen hatten wir ausser dem Zeug, welches wir auf dem Körper trugen, nur einen zweiten Anzug von Unterzeug mitgenommen, denn jedes Extrastück Gepäck ist auf diesen Reisen geradezu lästig. Die Koffer mit unsrem gewöhnlichen Reisegepäck hatten wir von Valparaiso per Dampfer via Magellan-Strasse nach Buenos Aires gesandt; dieses wenige Gepäck hat sein Angenehmes, wir haben die sonst auf Reisen üblichen vielen Extrastücke durchaus nicht entbehrt.

An diesem Tage, wo wir schon früh aufgebrochen waren, hatten wir neunzehn Leguas zurückgelegt; wir übernachteten in einem Rancho in unmittelbarer Nähe von Villa de la Paz, ebenfalls ausserhalb des Hauses, welche Schlafweise wir auch für die folgende Zeit in der Pampa fast ohne Ausnahme fortgesetzt haben. Wiederum wurde, am nächsten Morgen infolge des Mondscheins, welcher den sogenannten Weg hinreichend beleuchtete, um drei Uhr aufgebrochen.

Mit Tagesanbruch, als die Pferde zum ersten Mal gewechselt wurden, liess ich mir durch einen Gaucho ein von mir gewähltes Pferd per Lazo einfangen. Mein Sattel und die Pellones wurden darauf gelegt und ich genoss einen herrlichen Morgenritt von sechs Leguas bis zur nächsten Station. Das Pferd lief wie die anderen Tiere nur Galopp; die Trabgangart ist diesen Naturpferden unbekannt. Wir erreichten San Luis bei Sonnenuntergang.

Auch an den folgenden Tagen habe ich verschiedentlich solch schönen Galoppritt genossen, nur eines Abends wurde die Sache weniger gemütlich. Der Postwagen war bereits abgefahren, ich galoppierte hinterdrein, bis es meinem Pferde plötzlich in den Sinn kam, zu den Bekannten im Korral zurückzukehren. Dies lustige Manöver und Herumkreisen wurde von den vorwärts eilenden Gauchos nicht bemerkt. Der Wagen erschien in der grösser werdenden Entfernung schon recht klein und ich konnte von Glück sagen, dass ich meine Gesellschaft vor Dunkelwerden wieder einholte.

Freitag, den 11. April verbrachten wir in San Luis, einer freundlichen kleinen Stadt; es war ein recht warmer Tag. H. musste leider seines Beines wegen wieder liegen. Dieses Städtchen hat, wie alle südamerikanischen Städte

seine grosse Plaza; an der Plaza befinden sich die Regierungsgebäude, Kirchen und in der Regel eine Kaserne. Der Posten ist hier nicht mit einem Gewehr, sondern mit einer Hellebarde bewaffnet; das Militär teilweise mit und teilweise ohne Stiefel versehen. San Luis liegt auf 760 m Seehöhe. Wir waren von Mendoza bisher in südöstlicher und von Villa de la Paz in östlicher Richtung gefahren.

Am nächsten Morgen ging es wieder in flottem Galopp durch die Pampa. Die Veranlassung, weshalb wir einen ganzen Tag in San Luis zubrachten, wurde uns von dem Correo nicht wahrheitsgemäss mitgeteilt. Auf unsere Frage hatte er alle möglichen ausweichenden Antworten gehabt. Im Gasthofe war uns indes gesagt, dass in dieser Gegend der Pampa sich noch grosse Trupps der Revolutionäre aufhielten und unser Postbeamter möglicherweise eine Mitteilung darüber in San Luis erhalten hätte.

Um zehn Uhr Vormittags sahen wir in einiger Entfernung zehn bewaffnete Reiter und es machte sich bei den Reisenden, wie bei den Gauchos eine gewisse Unruhe bemerkbar. Schon in Valparaiso hatten wir gehört, dass eine Durchsuchung der Passagiere von herumstreifenden Revolutionären in der Pampa nicht ausgeschlossen sei, man deshalb besser thäte, nur das unbedingt notwendige wenige Geld mitzunehmen. Da man in Mendoza die Post bis Rosario vorher zu bezahlen hatte und unterwegs kaum Extraspesen in Betrag kamen, reisten wir mit leichtem Portemonnaie. Ein Kreditbrief, auf Buenos Aires, welchen wir bei uns führten, war für die Herren Revolutionäre von keinem Wert. In sofern sahen wir einer etwaigen Durchsuchung mit aller Ruhe entgegen. Unsere Sättel wären uns ohne weiteres abgenommen, aber, wie so manches im Leben anders kommt, als man erwartet, so ist der Post hier nichts passiert. Die zehn bewaffneten Reiter kümmerten sich nicht um uns. Im übrigen erfuhren wir, dass diese Provinz sich noch in Revolution befinde und im Norden sich 2000 Revolutionäre zusammengezogen hätten.

PALMSONNTAG

Wir passierten heute die kleine Stadt Morre und machten Station für die Nacht in Achiras. Gegen Abend war ein Gewitter aufgezogen, welches mit mehr oder weniger Unterbrechung in der Nacht anhielt, sodass wir vorzogen, in dem Hôtel zu schlafen, d. h. in einem Raume

auf unseren Schaffellen. Auf diesem besten Teil des Weges durch die Pampa haben wir heute 20 Leguas = 106 km, unsere grösste Tagesfahrt, zurückgelegt.

In Valparaiso hatten wir ein Gewitter, wo dasselbe zu den grössten Seltenheiten gehört, und im Durchschnitt nur alle 7 Jahre vorkommt, nicht erlebt.

Am 14. regnete es morgens; wir blieben über Mittag in Rio Quarto. Herr J. und ich besuchten, wie das in so abgelegenen kleinen Städten zum guten Ton gehört, einige Familien. Der Einführung bedarf es weiter nicht, sondern man meldet sich als Fremder an und wird alsdann von den Damen des Hauses freundlich empfangen. Hier befand sich sogar ein Klavier, allerdings altmodischen Stils und ganz verstimmt; verschiedene Saiten fehlten. Als Fremder wird man indes sehr bald befragt, ob man nicht Klavier spiele, und im bejahenden Falle dann auch sofort ersucht, etwas zum besten zu geben. Bei Deutschen wird das Klavierspielen wie das Rauchen als selbstredend vorausgesetzt. Der Aufforderung ist unsererseits entsprochen worden, da auf diesem Klavier es ziemlich gleich war, ob man Fertigkeit im Spielen besass oder nicht; die Hauptsache war nur, dem Instrument einige herzzerreissende Töne zu entlocken, möglichst im Walzertempo, wonach dann sofort die Gesellschaft sich zum Tanzen in Bewegung setzte. Auf diese Weise verbrachten wir einige ganz amüsante Stunden. Die Bewirtung ist einfach; sie besteht darin, dass der Gesellschaft Früchte, Wein und Süssigkeiten vorgesetzt werden.

Beim Mittagessen im Hôtel waren wir sehr vergnügt. Eine Negerin hatte nach unseren nicht sehr hoch gestellten Ansprüchen ein ausgezeichnetes Mittagessen hergestellt; auch der Wein, mutmasslich Mendozawein, mundete vortrefflich.

Der Negerin, welche im Hôtel als Oberkellner, Portier, Hausknecht, Koch und Stubenmädchen fungierte, machten wir unser Kompliment über die gute Kost, worauf sie uns stolz erwiderte: »no soy de aqui« (ich bin nicht von hier), was ausdrücken sollte, dass sie mutmasslich in früheren Jahren bessere Tage in einem grösseren Orte gesehen habe, und nicht für eine hiesige gehalten sein wollte, was ja auch schon ihrer schwarzen Hautfarbe wegen ausgeschlossen war. Wahrscheinlich war diese nicht mehr junge Dame von Brasilien nach Buenos Aires und so weiter bis in die ferne Pampa gekommen.

Der Stolz, nicht in einem kleinen Orte geboren zu sein, kam mir gegenüber in späteren Jahren nochmals zum Ausdruck auf der Insel Neuwerk,

wo mir, als ich mich nach einer Unterhaltung mit einem der Leuchtturmwärter über seine Kenntnisse wunderte, ebenso stolz wie von jener Negerin, erwidert wurde: »Ick bün ok ut die Trommelstroot in St. Pauli, un nich von düsse Insel«.

Am nächsten Tage haben wir viele Füchse angetroffen. Wieder zog gegen Abend ein Gewitter zusammen.

Am 16. erreichten wir Abends Posta de Lopez. Wir hatten auf unserem heutigen Wege eine grosse Anzahl Gefangener der revolutionären Partei, begleitet von Soldaten, getroffen; ein trauriger Anblick, die Gefangenen sahen elend und heruntergekommen aus. Auch haben wir heute die ersten Strausse gesehen; dann passierten wir mehrere Flüsse. Brücken giebt es hier nicht, die Post fährt durch diese seichten, teilweise breiten Flüsse.

CORDOVA

Von Rio Quarto aus hatten wir uns nördlich gewendet; zur Rechten lag die Sierra de Cordova, deren höchste Bergspitze 2350 m erreicht.

Cordova, 31° südlicher Breite, gegründet 1573, ist eine hübsche Stadt, deren Einwohnerzahl 1862 auf 27000 geschätzt wurde. Die Stadt besitzt 14 Kirchen, worunter einige sehr schön sind. Wir waren in Cordova nach einer Wagenfahrt von 5 Leguas morgens um 8 Uhr angekommen, und hatten genügend Zeit einen längeren Spaziergang am Fluss zu unternehmen. Am heutigen grünen Donnerstage gab es viele Prozessionen in der Stadt. —

18. APRIL, CHARFREITAG

Wir verliessen Cordova mit zwei neuen Reisegefährten, einem Offizier und einem Advokaten, angenehmen unterhaltenden Herren. Nach einigen Stunden erreichten wir den Rio segundo. Das Wasser im Fluss war einige Fuss hoch, das Flussbett steinig und breit. Statt der Pferde wurden die Wagen hier mit Ochsen durch den Fluss gezogen. Abends sechs Uhr machten wir Halt bei Laguna grande. Von unserm Wege aus hatten wir heute verschiedentlich eine sehr schöne Aussicht auf die sich zur Rechten hinziehenden Berge gehabt.

Das Posthaus in Laguna grande ist recht gut, umgeben von Bäumen.

SONNABEND ABEND, CACERO

Am nächsten Morgen, bezw. in der nächsten Nacht wurde bereits um ein dreiviertel Uhr geweckt und eine Stunde später verliessen wir unsern Halteplatz. Der Weg bot heute weniger Abwechselung. Wir durchquerten eine Gegend, in der wir Hirsche in grosser Anzahl antrafen. So bot in letzter Zeit uns fast jeder Tag den Anblick einer anderen Tierart. Am Ostersonntag befanden wir uns in der Pampa Pasto, einem Flachland ohne Bäume und Büsche, einer wenig anziehenden Gegend; auch heute sahen wir wieder viele Hirche. In weiter Ferne erblickten wir die Rauchwolken eines nicht unbedeutenden Feuers. In dieser Gegend hat vor drei Monaten ein grösseres Gefecht stattgefunden. Die Ranchos oder Poststationen, welche wir heute passierten, waren zum Teil umgeben mit breiten zur Zeit wasserleeren Gräben, welche als Verteidigung gegen die Indianer benutzt werden. Die Station, in der wir übernachteten, war von einem solchen Graben nebst Zugbrücke umgeben, die während der Nachtzeit aufgezogen wurde. Zwei Gauchos hielten nachts Wache.

Die Pferde auf den seitherigen Fahrten, kräftige lebhafte Tiere, waren seit den beiden letzten Tagen weniger gut gewesen, und seit gestern recht schlecht und abgetrieben. In diesem Teil der Pampa hat im vorigen Oktober ein schlimmes Unwetter gewütet; die Zahl der dabei zu Grunde gegangenen Pferde wurde auf 30 000 geschätzt. —

OSTERMONTAG, 21. APRIL

Unser letzter Tag der Pampa-Wagenfahrt. Wir hatten diesen Morgen leichten Regen und hatten vormittags den grössten Fluss auf dieser Reise passiert, wo das Wasser eine Höhe erreichte, das man nur zu Pferde und zwar mit einigen Schwierigkeiten den Strom überschreiten konnte. Der leere Wagen folgte nach. — Die Ankunft auf unserer Endstation (Rosario) erfolgte nachmittags drei Uhr. Wohl selten haben wir ein Flussbad so genossen, wie hier im Parana bei Rosario. Wie schon erwähnt, gehörte auch in der Pampa, des Wassermangels wegen, das Waschen zu den Seltenheiten.

Unsere Fahrt von Mendoza hatte bis Villa de la Paz in südöstlicher Richtung stattgefunden. Von Villa de la Paz nach San Luis wurde der Weg der heutigen Eisenbahn verlassen, und wir waren in der Richtung Ostnordost nach Rio Quarto gefahren; von Rio Quarto bis Cordova nordwärts und von Cordova in südöstlicher Richtung nach Rosario.

Unsere Fahrt von Mendoza über Cordova nach Rosario hatte vierzehn Tage in Anspruch genommen, wovon der eine Aufenthaltstag in San Luis in Abzug zu bringen ist, mithin dreizehn Tage, während die Eisenbahn heute die direkte Fahrt Mendoza bis Rosario in etwa zwei Tagen zurücklegt.

Man hat jetzt Gelegenheit, direkt per Bahn von Valparaiso über Santa Rosa de los Andes nach Salto del Soldado zu fahren, alsdann per Maultier über die Cumbre zu reiten, auf welchem Wege in den letzten Jahren gute Unterkunftsräume geschaffen sind und weiter auf der argentinischen Seite von Vacas per Bahn nach Mendoza. Valparaiso—Mendoza zwei Tage. In jenen Jahren hat man die etwas strapaziöse, unbequeme Reiseart sehr genossen und selbst die lange Pampafahrt brachte täglich neues, sowohl landschaftlich als auch die Tierwelt anbetreffend.

* * *

Entfernung Santa Rosa de los Andes bis Mendoza 254 km. Eisenbahn Mendoza—Rosario 1045 km, während unser Weg von Mendoza über Cordova nach Rosario 1220 km war, mithin gleich einer Entfernung von Hamburg bis zur italienischen Grenze.

In Rosario haben wir verschiedene Deutsche aufgesucht u. a. Herrn Göbel aus Elberfeld, welcher uns Stadt und Umgebung zeigte. In dem Garten eines Franzosen hatten wir Gelegenheit, einen grossen Tiger zu sehen, welcher kurz zuvor vom oberen Parana hierher gebracht war.

MITTWOCH, 23. APRIL

Wir verliessen Rosario vormittags mit dem englischen Dampfer »Espigador«, einem kleinen Schraubendampfer, in dessen Kajüten sich Ungeziefer und zwar in grossen Exemplaren massenweise aufhielt. Der Fluss Parana ist hier schon recht breit. Wir dampften bei mehreren Inseln vorbei, welche sich durch ihre schönen grossen Bäume auszeichneten. Über Nacht verweilten wir bei einem kleinen Platze, San Fernando. Am nächsten Morgen begann die Fahrt bereits um vier Uhr, es dauerte indes nicht lange, als der Dampfer in dem morastigen Grund fest sass. Nach einiger Zeit gelang es, das Schiff unter Mithilfe der Passagiere wieder flott zu machen. Unter den Zweigen der überhängenden Bäume wurde die Fahrt auf dem sehr schmalen Innen-Kanal fortgesetzt. Der Dampfer rannte sich noch verschiedentlich fest, wurde indes

ebenso schnell wieder flott. Morgens um halb acht Uhr erreichten wir den La Plata-Fluss, welcher hier bei der Mündung des Parana schon eine solche Breite besitzt, dass das andere Ufer trotz des klaren Wetters nicht sichtbar war. In der Nähe von Buenos Aires zierten schöne Villen (Quintas) das Ufer des Flusses. Bald darauf kam Buenos Aires in Sicht mit den vielen Schiffen, welche weit ab von der Stadt ankerten.

Buenos Aires erreichten wir um zehn Uhr vormittags. Nach mehrtägigem Aufenthalte in Buenos Aires und in Montevideo ging es mit einem englischen Dampfer weiter nach Rio de Janeiro. Der dortige dreiwöchige Aufenthalt bot uns Gelegenheit, das herrlich gelegene Petropolis und die bergige Waldgegend daselbst zu besuchen. Der französische Postdampfer brachte uns nach Bahia und Pernambuco. An beiden Plätzen hielten wir uns je einen Tag auf und sind dann nach guter Fahrt via St. Vicente und nachdem wir bei schönstem Wetter die Canarischen Inseln, darunter Teneriffa mit seinem 3711 m hohen Peak passierten, nach zwanzig Tagen in Lissabon eingetroffen, drei Tage später erreichten wir Bordeaux. Über Paris reiste ich nach Hamburg.

* * *

Die grossen überseeischen Reisen, verbunden mit dem Aufenthalte in einzelnen Haupthandelsplätzen, die dadurch zu erlangenden Menschen- und Sprachkenntnisse, das »Stehen auf eigenen Füssen« hat eine besondere Anziehungs- und Bildungskraft für strebsame junge Kaufleute und dürfte zu den Vorzügen des Kaufmannsstandes zu zählen sein.





ALTE WOHNHÄUSER

Was macht ein Haus malerisch? Diese Frage sollte sich nicht nur der Architekt oder Gartenkünstler vorlegen, sondern auch der, der ein Haus bauen will, und der Architektur-Freund.

Ich glaube die Frage ist nicht schwer zu beantworten: Zunächst der Umriss, zu deutsch Silhouette, und wenige aber scharfe Schlagschatten.

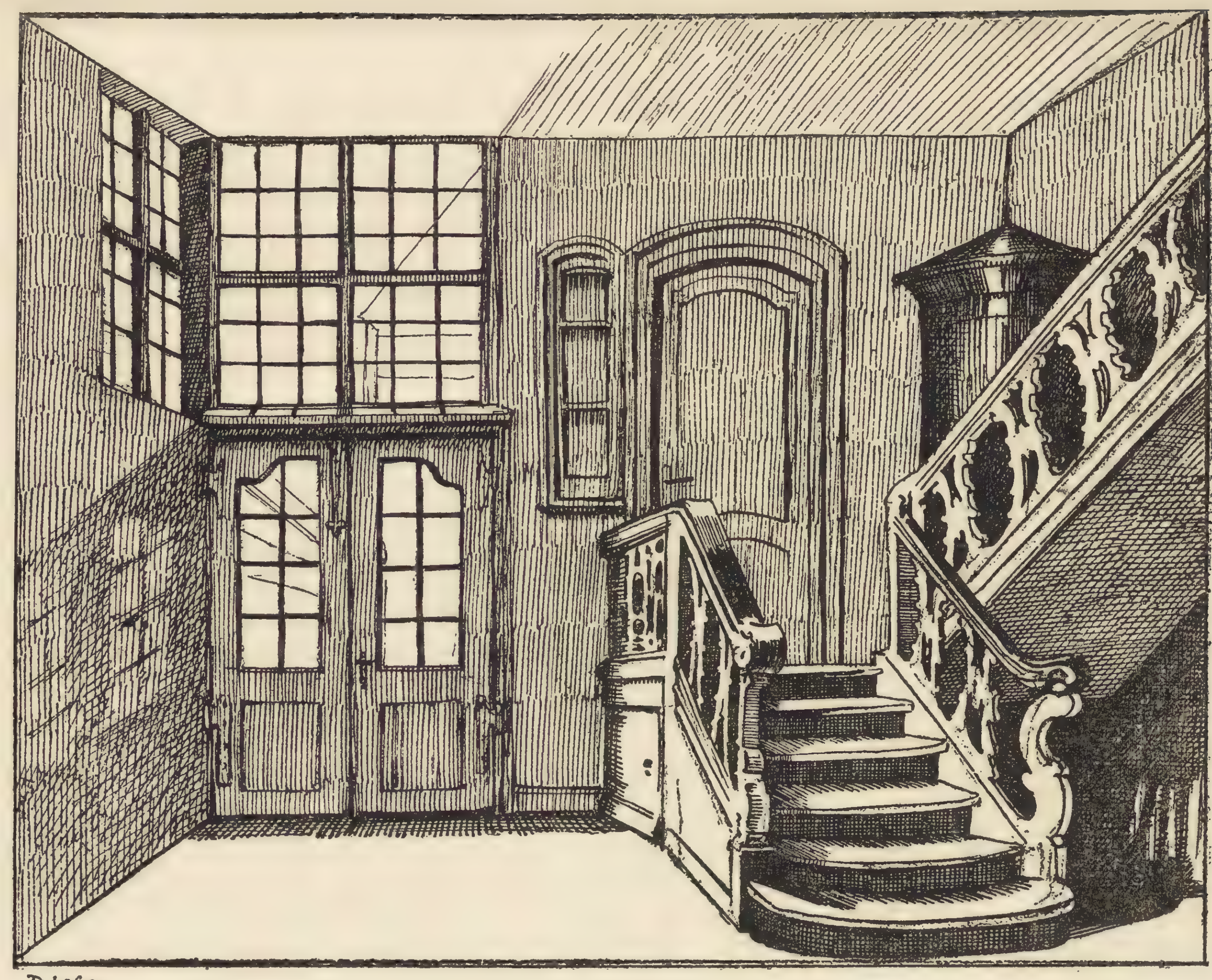
Architektur sollte, sowohl innen wie aussen, den Licht- und Witterungsverhältnissen der Gegend angepasst sein für die sie bestimmt ist. Geradeso unangebracht wie bei unseren Regengüssen und unserem Tauschnee flache Dächer sind, so sind es alle an die Fassade angeklebte für unser Klima widersinnige Ornamente.

Man sage was man will, aber dem Zauber alter Baulichkeiten kann man sich bei uns ebensowenig entziehen wie in dem »Lande der Sehnsucht.« Wer hat nicht die Bullenhuser Schleuse oder die Mühle in Eppendorf gesehen, ohne sich im Stillen zu sagen: Das ist doch viel schöner, als was unsere Durchschnitts-Architekten von den Hochschulen und aus dem Studio gelernt haben. Wenn man aber fragt, warum sich die heutige Privatarchitektur nicht an diese bodenwüchsigen Vorbilder anlehnt, so läuft man Gefahr, für höchst ungebildet und geschmacklos gehalten zu werden, denn nur das was weit herkommt und hier wie die Faust aufs Auge passt, darf man gelten lassen, will man nicht über die Achsel angesehen werden.

Noch verhältnismässig weit vom Weltgetrieb liegen Langereihe und Koppel in St. Georg. Beide Strassen mögen einst glänzendere Zeiten gesehen haben, als die alten Hamburger nur zum Sonntag auf ihre Gartenhäuser zogen, sonst aber Sommer und Winter hinter ihren Festungswällen in den dunklen Strassen sassen.

In diese Zeiten führt uns die Diele des Steckelhörns und das Dach des Hauses an der nördlichen Ecke der Gurlittstrasse und Langereihe.

Das Haus Steckelhörn 15 ist der Typus eines einfachen Bürgerhauses aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, schmal, praktisch, ja nüchtern und doch gediegen und hell. Es gehört nicht zu jenen prunkvollen Palästen des Grimm, der Katharinenstrasse und des Wandrahms und vielleicht gerade deshalb spricht es uns so an. Wie wirken die paar scharfen Schatten des Fensters, der beiden Thüren und der Treppe. Welch eine Fülle von Licht lassen das für Niedersachsen so charakteristische Fenster über der Thür mit dem Nebenfenster an der scharfen Ecke herein, und die beiden Fenster in der Thür. Wie bequem



Diele-
Steckelhörn 15.
+18 IV 94+

ALTE DIELE
GEZEICHNET VON HERRN ED. LORENZ MEYER

ist die Treppe und wie gut hebt sich das breite dunkle Oberteil des Geländers von der hellen Umgebung ab. Leider ist die Diele mit Ausnahme des Mahagonieckschrankes und des Oberteils des Geländers ganz grau gestrichen, aber doch, welch wunderschöne Lichtwirkung, wenn die Sonne durch die Fenster in und über der Thür fällt.

Und nun das alte Landhaus, in dessen Erdgeschoss man an Stelle der luftigen Empfangsräume des vornehmen Erbauers jetzt Läden gesetzt hat, in denen Fett- und Papierwaren für geringere Lebenshaltung feil geboten werden.

Unweit dieses s. Zt. vornehmen Gebäudes steht auf der andern Seite der Langenreihe ein bescheidenes Häuschen, dicht am Stresowstifte. Ohne viel Treppen steigen zu müssen, geht man fast auf gleicher Höhe mit der Strasse



HAUS AUF DER LANGENREIHE

ins Haus, und gelangt gleich auf eine verhältnismässig geräumige Diele, auf der die weissen Marmorfliesen nicht fehlen und eine bequeme Treppe in den ersten Stock führt. Nichts ist überladen, und daher sieht man gern, wie der »kleine« Mann mit Erfolg versucht hat, dem Stil der Reicheren in aller Einfachheit und Schlichtheit in seiner Weise nahe zu kommen.

Zum Vergleich stehen einige alte niedersächsische Bauernhäuser dabei, die für die Bebauung der Städte den Grundstock abgegeben haben. Breiter sind sie und die Dächer höher, und dabei haben sie den grossen Vorteil, von Bäumen umgeben zu sein, die die geraden Linien der Bauart ergänzen und beleben.

Höchst merkwürdig ist das alte Haus in Curslack, dessen oberes Stockwerk ausladet wie das Heck eines alten grossen Kriegsschiffes. Die Ross-

köpfe Wodans sind noch wohlerhalten und in der besten Stube zeigt sich wieder das Fensterpaar auf jeder Seite hart an die Ecke gerückt.

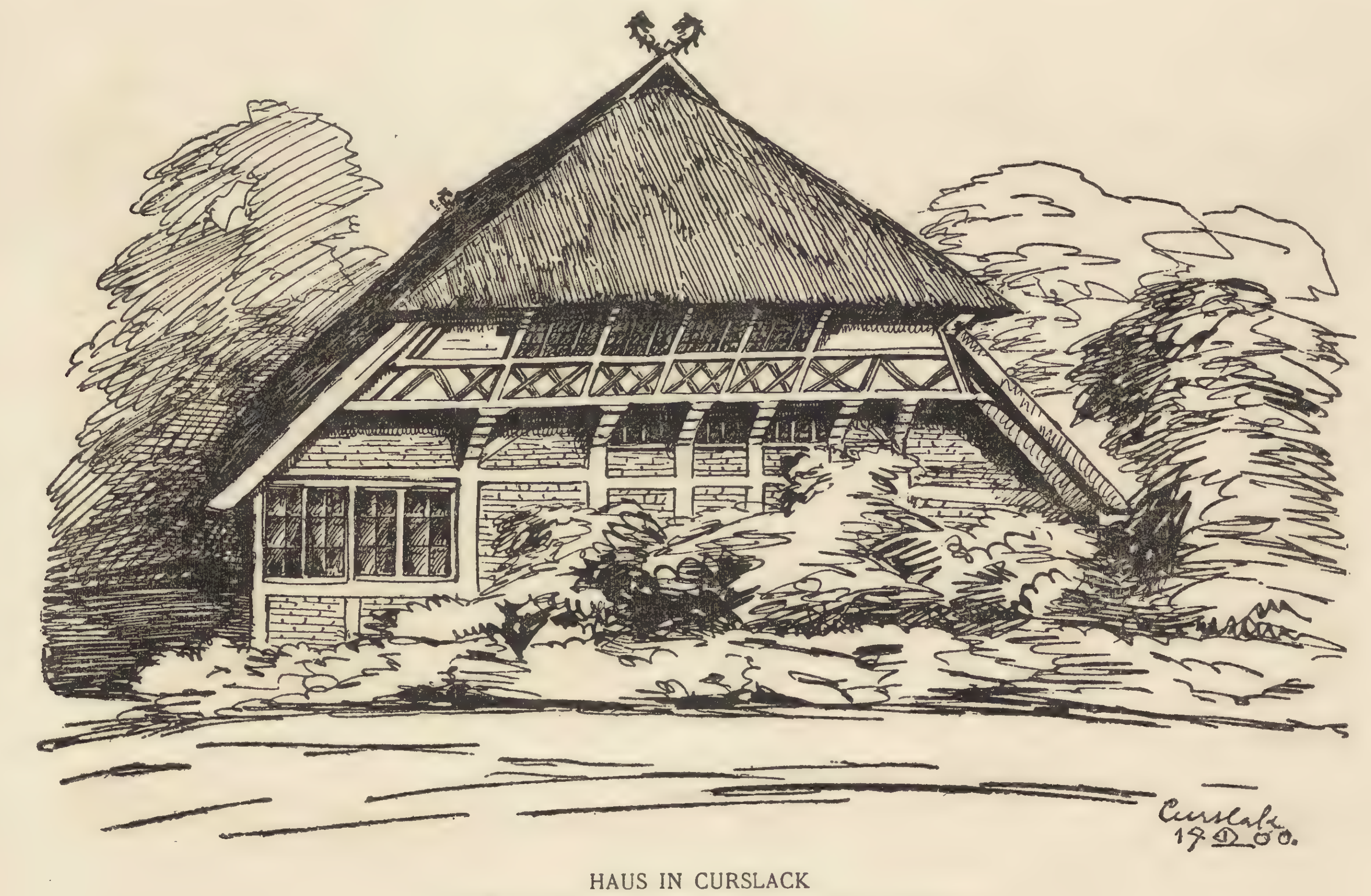
Eigentümlich ist auch das andere Haus in Curslack mit dem weit vorspringenden Dach, das an Gebirgsgegenden erinnert, sich aber ähnlich auch sonst am Deich findet, wenn auch nicht ganz so ausgesprochen. Malerisch



HAUS AUF DER LANGENREIHE

liegt es hinter dem Deich, an dem sich das Gärtchen hinanzieht, mit Flieder und edlen Obstbäumen.

Das beistehend abgebildete beste Zimmer befindet sich in diesem Bauernhause, vom Beschauer gesehen an der Ecke links, wo Fenster, wie so oft,



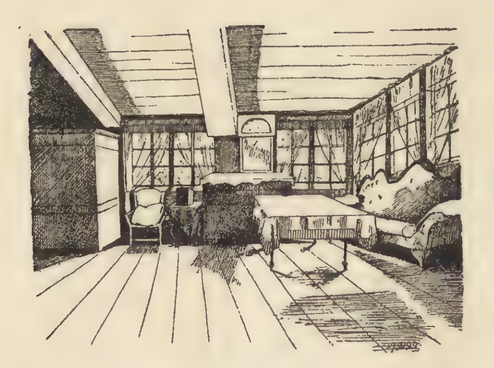
HAUS IN CURSLACK
GEZEICHNET VON HERRN ED. LORENZ MEYER



HAUS IN CURSLACK
GEZEICHNET VON HERRN ED. LORENZ MEYER

die beiden Seiten des Winkels bilden. Hell flutet hier das Licht herein, aber anderseits ist der übrige Teil des Zimmers ziemlich dunkel. — Auch hier steht das Sofa mit dem Rücken gegen das Fenster ebenso wie die Bank in den Erkern unter dem Fenster der langen Seite. Das Mobiliar besteht noch aus alten Mahagonistücken, die mit ihrer schönen braunen Farbe einen wohlthätigen Gegensatz bilden zu den blitzblauen Tapeten, dem grauen Fussboden und der weisslichen Zimmerdecke.

ED. LORENZ MEYER



WOHNZIMMER
VERGL. S. 65



AM MARKT IN LAUENBURG
GEZEICHNET VON FRÄULEIN M. KORTMANN



NEUHOF
GEZEICHNET VON FRÄULEIN M. KORTMANN


MELDORF
UND
HUSUM

Vor ungefähr dreissig Jahren war ich ins Seebad Föhr mitgenommen. Langsam gings über Neumünster nordwärts, ein trüber Himmel dehnte sich melancholisch über die weiten Heide- und Moorstrecken. In Husum angekommen, begrüsste uns ein frischer Nordwest, aber die Fahrt über das damalige Pflaster bis zum Dampfer »Nordfriesland« steht mir als recht ungemütlich in der Erinnerung. Wenn später auf Husum die Rede kam, stieg diese Fahrt vor mir auf, und sonderbarerweise standen dabei die langen Reihen roter Häuser, die ich eigentlich kaum angesehen hatte, ganz deutlich vor meinen Augen.

Die Wertschätzung, die gerade in letzter Zeit unsere heimische Bauweise älterer und jüngerer Epochen findet, liess in mir diese Gedanken an die alten Husumer Häuser nicht ruhen, und so setzte ich mich denn neulich auf die Bahn, um diese alten Bauten wieder einmal aufzusuchen.

Das erste Mal in meinem Leben fuhr ich auf der Marschbahn durch eine silbrige sonnenbeschienene Landschaft, die der berühmten englischen nichts nachgiebt, und nur den Nachteil hat, nicht so gut bekannt und nicht so oft gelobt zu sein. Trotz des warmen Tages war der Himmel nur mildblau, das Grün der Bäume und der Wiesen stimmte sanft dazu und die grauroten Backsteine und die Strohdächer der Häuser und das belebende Element des Wassers gaben einen guten Gegensatz. Das Bild erfreute und beruhigte zugleich.

Doch da kam Elmshorn: einen schrofferen Gegensatz kann man sich nicht denken. Der Zauber ist verschwunden und man wird durch die geschmacklosen modernen Putzbauten, die meistens noch dazu recht vernachlässigt aussehen, geradezu verstimmt. Ist es denkbar, dass diese unglaublichen Versündigungen am Geschmack das Ergebnis kostspieliger Staatsbauschulen sind?

Aber glücklicherweise war's nur ein Zwischenfall. Das Phantom Elmshorn verschwand und die milde Schönheit der Marschen trat wieder in ihr Recht.

In Meldorf stieg ich aus; ich wollte den alten Platz im Herzen Dithmarschens gern einmal kennen lernen. Der interessanteste Meldorfer Bau ist unstreitig die schöne frühgotische Kirche, die verständnisvoll restauriert ist, mit ihrem Helm von Mauersteinen, in dem noch heute Dohlen hausen, die in so vielen anderen alten Städten, wie z. B. in Goslar, vertrieben worden sind. Im Innern enthält der Bau höchst interessante alte gotische Wandmalereien, wohl die wichtigsten der Landschaft.

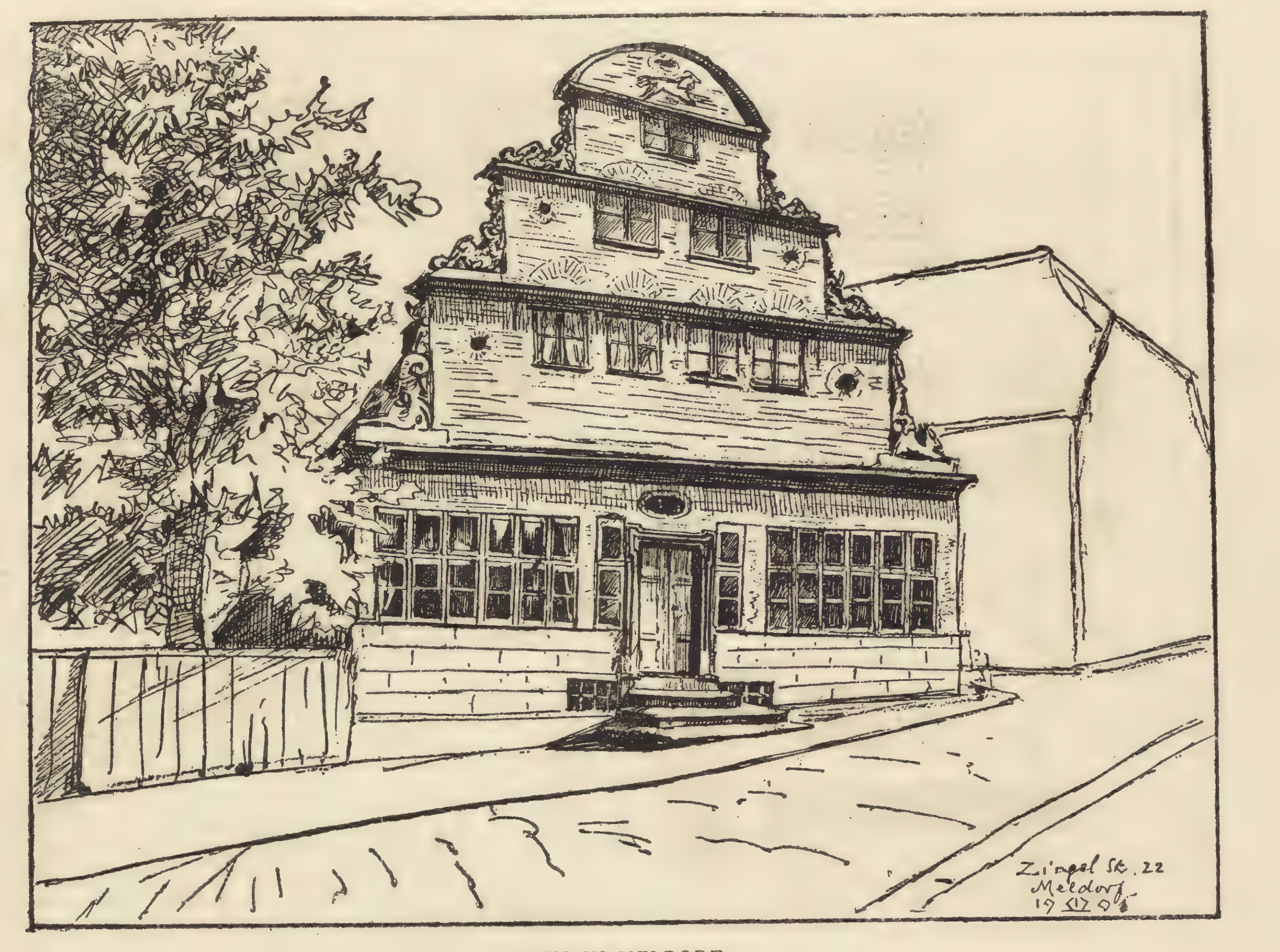
An Privatbauten fallen einige eigenartige Häuser auf, wie z. B. der breite Bau vom Jahre 1701, der umstehend abgebildet ist. Schade, dass auch er gedankenlos mit grauweisser Ölfarbe übermalt ist.

In einem neuen Gebäude ist das interessante Museum dithmarscher Altertümer untergebracht, mit dem berühmten »Pesel« des Marcus Swin, einer bewunderungswürdigen Leistung holsteinischer Schnitzkunst. Er ist früher ganz bunt bemalt gewesen, doch hat man jetzt die Farben bis auf geringe Reste entfernt, die man nur gelassen hat, um zu zeigen, wie es früher ausgesehen hat. Ob er dadurch gewonnen hat? Ich möchte behaupten nein, denn das an sich ja sehr schöne Eichenholz wirkt doch in seinem einförmigen Braun etwas reichlich eintönig. Mir scheint der »Pesel«, jedenfalls in architektonischer Beziehung, das schönste Stück jener schnitzfrohen Zeit zu sein; man betrachte nur einmal die Säulen der Bettstellen und besonders die Säulchen am Ausguck, die fast von Dürer entworfen sein könnten.

Vorzüglich ist auch die Sammlung dithmarscher Kostüme und Silbersachen. Das Kostüm der Frau ist leicht und locker und erinnert lebhaft an das Rococo, vor allem fällt auf, dass das steife Mieder fehlt, mit den sonst üblichen Silberketten, wie z. B. in Föhr, wo es übrigens noch getragen werden soll. Mehrere feine Brautkleider zeigen noch ganz das Rococo. Ich möchte die gewöhnliche Tracht als farbige (gestreifte) Blouse und farbigen Rock bezeichnen, über die ein schräges Brusttuch und eine schwarze Schürze gelegt wurden — dazu gehörte ein tütenartiger schwarzer Hut, der weit über das Gesicht vorstand. — Die Männer trugen eine kurze enge verbenenrote Joppe mit grossen Zinn- oder Silberknöpfen, kurze helle Beinkleider und einen kleinen runden schwarzen Hut. Die Silbersachen zeigen das bekannte Filigran, zum Teil mit ebenfalls verbenenroten Glasflusseinlagen. Dieser farbige Glasfluss scheint echt dithmarsisch zu sein; in Holland habe ich ihn nirgends gesehen. Ausser an Schnallen wird er auch u. a. an Löffeln und Zuckerzangen angewandt. Noch heutigen Tages wird die alte Technik von einem Silberarbeiter ausgeübt, der Schnallen und sonstiges in der alten Weise herstellt.

Gleich hinter Meldorf berührt die Bahn das kleine Dorf Hemmingstädt, wo die Dithmarsen gegen die holsteinischen Ritter die glorreiche Schlacht gewannen und sich ihre Unabhängigkeit erstritten.

Dann wird das Gelände einförmig; die grossen Moore und Haiden treten auf und geben der Landschaft ein melancholisches Gepräge.



HAUS IN MELDORF
GEZEICHNET VON HERRN ED. LORENZ MEYER

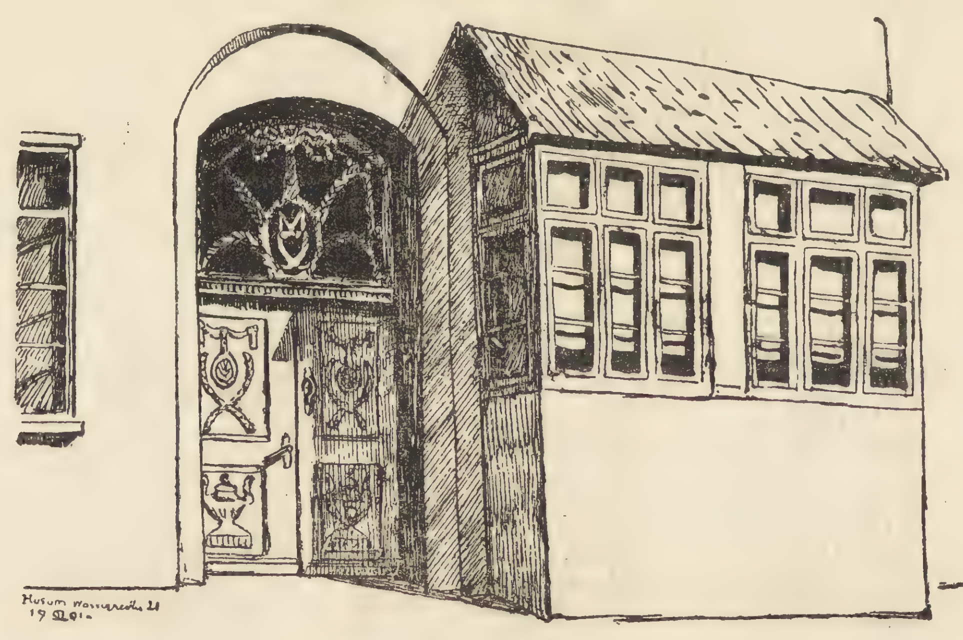


HAUS AM MARKT IN HUSUM
GEZEICHNET VON HERRN ED. LORENZ MEYER

Spät abends erreichte ich Husum, doch konnte ich schon bei der hellen Nacht sehen, dass von den alten Giebelhäusern nicht mehr viel übrig geblieben war.

Immerhin standen noch einige, so das mit den beiden steinernen Beischlagspfosten, die die Steinsitze neben der Thür zieren. Von diesen Pfosten giebt es noch mehrere; hier also haben sie sich erhalten (siehe Jahrbuch 1897). Die Wappen sind stark verwischt oder übermalt.

Leider sind die meisten dieser alten Bauten mit der bekannten Café-au-lait-Tunke überstrichen.



AUS HUSUM

Die bedeutendste Zeit Husums als Handelsplatz dürfte die der Kontinentalsperre gewesen sein, als Husum der einzige Hafen war, über den englische Waren eingeführt werden durften — aber merkwürdiger Weise giebt es keine Bauten von Bedeutung mehr aus jenen Tagen. Dagegen haben sich aus ihnen eine Reihe Thüren mit Oberlichtern erhalten, von denen zwei Beispiele anbei; sie fanden sich fast alle an kleinen Häusern in der Wasserstrasse, sodass die Vermutung nahe liegt, dass in ihnen die durch den Handel mit England

reich gewordenen Einwohner gewohnt haben, die sich aber keinen Luxus erlauben wollten am Hause ausser der Thür. Das Innere aller dieser Häuser ist ausserordentlich einfach und nur schlicht weiss getüncht. Ob sie früher mehr hergezeigt haben? Möglich aber unwahrscheinlich, da sonst doch wohl der eine oder andere Rest vergangener Herrlichkeit übrig geblieben wäre.



AUS HUSUM

Zurück nahm ich den Weg über Jübeck und sah bei der Gelegenheit Schleswig in dem hellen, klaren Sonnenlichte, das man an der Westküste so selten erlebt. Schade, dass das plumpe moderne Gerichtsgebäude so schlecht zu dem mächtigen Schloss und der langgestreckten Stadt passt. Aber man

vergisst es, wenn man durch die stillen alten Strassen geht und das wundervoll malerische und geschlossene Fischerviertel besucht.

Wie reich an Stimmungen und an landschaftlicher Abwechslung ist Schleswig-Holstein. Im Westen dunstige, duftige Nordseeluft und flache weite Marsch mit üppigem Baumwuchs in der Umgebung der monumentalen Bauernhöfe. Auf dem Landrücken die öde Haide, von lieblichen, fruchtbaren Thälern begrenzt und durchsetzt. Im Osten die hügelige Uferlandschaft wie ein grosser Park ausgebreitet, von der klaren, goldigen Ostseeluft umspielt.

ED. LORENZ MEYER





GEESTHACHT

Geesthacht — ein alter niederdeutscher Name, der die Umgebung des Ortes deutlich charakterisiert — auf einem Sporn der hier hart an die Elbe herantretenden alten Meeresdünen gelegen und nach alten Karten früher weit enger von Wald eingeschlossen als jetzt.

In seinem Führer nach Geesthacht und Lauenburg für eine Ausfahrt der Mitglieder des Vereins für Hamburgische Geschichte 1886, teilt J. D. Hinsch mit, dass unter dem jetzigen Namen das Dorf 1402 zuerst urkundlich vorkomme; unter dem älteren Namen Hacht oder Harbede sei es aber schon 1316 bekannt.

Unbedeutend schiene der Ort schon seit alters her nicht gewesen zu sein, da er früher Zollstätte gewesen und auf der Handelsstrasse von Lüneburg nach Lübeck vielfach berührt worden sei.

Die Elbe habe dem Orte manchen Schaden gethan. Im 13. Jahrhundert müsse ein Arm das Land um Geesthacht so durchbrochen haben, dass eine eigene Gemeinde, Marschhacht, entstand, während das höher gelegene Dorf allmählich den Namen Geesthacht erhalten habe. Später habe dann die Elbe noch zwei Mal ihren Lauf verändert, so dass die Kirchen ebenso oft verlegt werden mussten.

Aber ausser dem Wasser der Elbe hat der Ort auch die Wut des entgegengesetzten Elements fühlen müssen: im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hat er sie schwer empfunden. Der grösste Teil der Häuser ist der Gier der Flammen damals zum Opfer gefallen, und wie ein Mahner aus alten Zeiten mutet einen das Haus an, dessen Abbildung hierneben steht.

Es ist der seltene Fall eines niedersächsischen Bauernhauses mit durchgeführtem ersten Stock an den beiden Querflügeln, während der Mittelbau nur das sonst übliche Erdgeschoss zeigt. 1725 ist es nach einer Inschrift an der Thür erbaut worden und hat ehedem ein fast gleiches Gegenüber auf der anderen Seite der Strasse besessen, das aber durch das Feuer zerstört worden ist. Aus kernigem Eichenholz ist das Ständerwerk, und die Fussböden bestehen aus noch vorzüglich erhaltenem Tannenholz, aus Brettern, zwei Fuss breit, wie man es heute nicht mehr kennt. Die Zimmer sind niedrig und zeigen noch eine freie Balkenlage.

In dem entfernteren Flügel besitzt das untere Zimmer noch einen grossen Schlafschrank aus der Zeit des Erbauens: barocke Säulen und Thüren verschliessen das breite Bett gegen die Aussenwelt, während der übrige Teil des Zimmers als Wohnraum dient.

In diesem Zimmer lag 1813/14 ein russischer Oberst im Quartier, der von den Fenstern aus zugesehen hat, wenn an seinen Kosacken Knutenstrafen vollzogen wurden, so berichtet der jetzige Insasse, dem es sein Vater als Erinnerung aus seiner Kindheit mitgeteilt hat.

Aber wie lange wird dieser Zeuge der Vergangenheit mit seinen wenigen Genossen noch stehen? Die Neuzeit will alles anders haben, und man kann den Augenblick kaum erwarten, dies ehrwürdige, malerische und eigenartige Bauwerk niederzureissen, um einen scheusslichen Putzkasten ohne Stil und



HAUS IN GEESTHACHT
GEZEICHNET VON HERRN ED. LORENZ MEYER

ohne Verständnis für die Umgebung aufzurichten. Möge das alte Haus noch eine Weile aushalten, dann hat sich inzwischen hoffentlich die Wandlung zu besserem Geschmack vollzogen, zu dem der verdiente und kunstsinnige Pastor Natus seine Gemeinde zu erziehen sucht.

ED. LORENZ MEYER



AUS LAUENBURG



MEISTER BERTRAM

Die Entdeckung des grossen heimischen Meisters Francke (1424) und die Erwerbung von zehn wohlerhaltenen Bildern seiner Hand erschien fast wie ein Wunder.

Dass wir jenseit dieser weit zurückliegenden Zeitgrenze noch einen ältern Hamburger Meister in seinen Werken würden nachweisen können, stand wohl kaum zu erwarten.

Nun hat uns das verflossene Jahr eine Entdeckung gebracht, die sich würdig der des Meister Francke anreiht.

Auf dem Kunsthistorischen Kongress in Lübeck 1900 verkündete Friedrich Schlie in kurzen Worten, dass der berühmte Grabower Altar von 1379, der bisher auf Lübeck zurückgeführt wurde, aus Hamburg stamme. In Grabow wären alle Akten darüber erhalten. Nach dem grossen Brande in Grabow am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hätte die Petrikirche in Hamburg der Kirche in Grabow einen grossen Altar geschenkt. Die Veröffentlichung näherer Angaben stellte Geheimrat Schlie in Aussicht.

Den Anwesenden, die mit der Hamburger Kunstgeschichte vertraut waren, erschloss sich mit einem Schlage ein weiter Ausblick.

Die Petrikirche hatte sich 1722 einen neuen Altar machen lassen. Für den mittelalterlichen fehlte ihr die Verwendung. Es war mithin erklärlich, dass sie 1726 geneigt war, ihn zu verschenken an die ausgebrannte Kirche einer vom Feuerschaden fast zerrütteten Nachbarstadt. Dass es der Hauptaltar der Hamburger Bürgerkirche war, unterlag bei dem grossen Umfange des von Goldschmidt in seiner Veröffentlichung über die Lübecker Malerei und von Schlie in seinen Mecklenburgischen Altertümern abgebildeten Werkes keinem Zweifel.

Nun kam aber noch hinzu, dass wir den Urheber dieses Hauptaltars, Meister Bertram, nicht nur aus einer Reihe einzelner Notizen, sondern auch aus zwei langen Testamenten kennen. Die Notizen gehen von 1367, wo Bertram zuerst für den Rat arbeitet, also als Meister in Hamburg ansässig war, bis 1415, wo sich, wahrscheinlich unmittelbar nach seinem Tode — sein letztes Testament ist von 1410 — Verwandte aus Minden i. W. um seinen Nachlass bemühen. Aus den Notizen und den Testamenten, die Lappenberg veröffentlicht hat, lässt sich das bürgerliche Leben des Meisters in grossen Umrissen aufbauen.

Die Besichtigung des Altars an Ort und Stelle führte zu einem weiteren Ergebnis. Schon als der Grabower Altar nach der falschen Überlieferung noch der Lübecker Schule zugeschrieben wurde, hatten Dr. Goldschmidt und Dr. Lichtwark unabhängig ein in Hamburg erhaltenes kleineres Altarwerk mit dem Grabower Altar in Verbindung gebracht. Es ist der Altar im Archiv des St. Johannisklosters. Lappenberg hatte ihn vermutungsweise dem Hamburger Meister Funhof zugeschrieben, der um 1483 einen Altar für das Kloster geliefert hatte. Auf diese Notiz bei Lappenberg hatte der Direktor der Kunsthalle das leihweise dem Museum für Kunst und Gewerbe überlassene Kunstwerk untersucht, das auf Lappenbergs Vermutung hin in der ganzen deutschen Kunstgeschichte als bezeugtes Werk Funhofs mit dem Datum 1483 aufgeführt wird. Die Untersuchung ergab, dass das Werk mindestens ein Jahrhundert älter war und in die Nähe des Grabower Altars gehörte. Dr. Goldschmidt, der das Werk prüfte, kam unabhängig zu demselben Schluss. Die Besichtigung des Grabower Altars führte nun zur festen Überzeugung, dass der Altar des Johannisklosters dem neu erstandenen Meister angehören müsse.

Zugleich wurde dabei vom Direktor der Kunsthalle ein anderes, bisher rätselhaftes Werk der nächsten Umgebung, der Marienaltar in Buxtehude, als ein Werk Meister Bertrams vermutet. Die nähere Untersuchung an Ort und Stelle führte ihn zur Überzeugung, dass auch dieses sehr wichtige, von der deutschen Kunstgeschichte bisher noch kaum beachtete Werk dem Hamburger Meister angehören müsse. Auch in diesem Falle bestätigte Dr. Goldschmidt, der die Freundlichkeit hatte, bei einem Aufenthalt in Hamburg nach Buxtehude zu fahren, diese Vermutung in vollem Umfange.

Eine eingehende Darstellung der Sachlage muss vorbehalten bleiben, bis Friedrich Schlie seine Entdeckung veröffentlicht hat.

Schon vor Meister Bertram hat es in Hamburg eine Malerschule gegeben. Die älteste Erwähnung eines Hamburger Meisters geht um ein Jahrhundert weiter zurück (Meister Stadingus 1274). Aber von ihm und seinen Nachfolgern in Hamburg (Meister Herman, Meister Gerhard) ist uns nichts erhalten.

In Meister Bertram, der fast fünfzig Jahre hindurch als Meister in Hamburg nachweisbar ist und wohl als Lehrer Franckes angesehen werden darf, haben wir nun nicht nur den ältesten Hamburgischen, sondern auch den ältesten Deutschen Meister vor uns, dessen Name, Leben und Werke uns bekannt sind. Wir dürfen nun mit Stolz darauf hinweisen, dass, wenn es auch

einzelne ältere deutsche Bilder giebt, die gesicherte Geschichte der deutschen Malerei jetzt in Hamburg anfängt.

Mögen die Werke Bertrams, die aus Bildern und Skulpturen bestehen, dem oberflächlichen Beschauer fremd und primitiv erscheinen, so sind sie doch bedeutender als das, was wir aus dieser Zeit an (sehr seltenen) Einzelwerken deutscher Maler zerstreut vorfinden und gehören zu den grossartigsten Erzeugnissen der ältern deutschen Kunst überhaupt.

Das eingehende Studium dieses Meisters wird sicher noch manche wichtige Aufschlüsse bieten. Unter den vergessenen Meistern, die durch die Begründung der Sammlung zur Geschichte der Malerei in Hamburg bereits im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens ans Licht gezogen sind, wird Meister Bertram auch künstlerisch eine der ersten Stellen einnehmen.

ALFRED LICHTWARK



DAS HAMBURGISCHE GESTÜHL IN DER KIRCHE ZU BERGSTEDT*)

Das mit dem grossen hamburgischen Wappen geschmückte Gestühl in der Kirche zu Bergstedt gleich rechts neben dem Eingange unter dem Turm ist im Jahre 1747/48 angefertigt worden. Es diente zum Ersatz für ein an anderer Stelle der Kirche belegenes kleineres Gestühl des Wohldorfer Hofes, welches nach einem Berichte des Waldherrn Senator Widow bereits im Jahre 1734 fast unbenutzbar war. Es verging aber noch mehr als ein Jahrzehnt, bis im Zusammenhang mit der Verlängerung der Kirche nach Westen und der Aufführung des hohen und starken Giebelturms der Bau des neuen Kirchenstuhls erfolgte. Am 8. September 1747 ward dem Tischler in Duvenstedt Johann Jürgen Hoffmeister die Lieferung des Gestühls nach dem von ihm eingereichten Riss einschliesslich der Schmiede- und Malerarbeit übertragen und dafür die Zahlung einer Summe von 275 m℔ Crt. seitens des Waldherrn zugesichert. Ausserdem sollten ihm die Kosten der Anfertigung von zwei Lehnstühlen und sechs andern Stühlen, deren Beschaffung vorgesehen ward, besonders vergütet werden. Die Ausgabe für den neuen Kirchenstuhl hat sich indessen erheblich höher gestellt, als veranschlagt. Es liegt noch die Quittung Hoffmeisters vor, derzufolge er am 11. Mai 1748 von dem Waldherrn Dr. Lucas von Spreckelsen »vor dass herrschaftliche Gestühlte zu Bargstädt« den Betrag von 380 m℔ empfangen hat. Ausser dieser Summe weist die Abrechnung des Waldherrn für 1748/49 eine Zahlung von 40 m℔ an Hoffmeister nach für zwei Lehnstühle und vier andere Stühle, »so in gedachten Stuhl gesetzet.« Für den Transport des Gestühls und die dadurch gehabte Bemühung wurden dem Tischler 5 m℔ zugebilligt und seinem Gesellen ein Trinkgeld von 3 m℔ gespendet. Im Ganzen haben sich demnach die Kosten für die Herstellung des Kirchenstuhls auf 428 m℔ Crt. belaufen.

In dem Gestühl war der Ehrenplatz, der durch die Lehnstühle ausgezeichnet ward, für die beiden Waldherren bestimmt, die in der Ausübung

*) Anm.: Herrn Senatssekretär Dr. Hagedorn sind wir zu besonderem Dank verpflichtet, dass er die während des Drucks erbetene Nachricht über das Bergstedter Gestühl (vergl. Seite 18 u. 19) noch für diesen Jahrgang zur Verfügung gestellt hat. M. Z.

ihres Amtes häufig in Wohldorf weilten und auch das dortige Herrenhaus zur Sommerwohnung für sich und ihre Familien zu benutzen pflegten. Ausser von den Waldherren wird aber das Gestühl von Anfang an von dem Pächter des Wohldorfer Hofes und dessen Familie mitbenutzt sein, denn es trat, wie oben erwähnt, an die Stelle eines kleineren, fast unbrauchbar gewordenen Gestühls des Hofes. Als dieser im Jahre 1777 in Erbpacht gegeben ward, wurde in dem darüber aufgestellten Kontrakte dem Pächter die Mitbenutzung des Kirchenstuhls mit der Massgabe zugestanden, dass es der Herrschaft unbenommen bleibe, sich des Stuhls zu bedienen. Ebenso ist bei dem Verkaufe des Gutes Wohldorf im Jahre 1807 festgesetzt worden, der Käufer dürfe den herrschaftlichen Kirchenstuhl für sich und die Seinigen gebrauchen, wofür er die Unterhaltungskosten des Gestühls für immer zu tragen habe; zugleich ward jedoch für die Herrschaft wiederum der ausdrückliche Vorbehalt gemacht, sie könne sich des Kirchenstuhls jederzeit mitbedienen und auch eine Stelle darin ausweisen, falls ihr dies erforderlich erscheine. Noch gegenwärtig steht das Gestühl den Mitgliedern des Senats, welche in Wohldorf Aufenthalt nehmen, zur Verfügung, zunächst dem Landherrn der Geestlande, der an die Stelle der Waldherren getreten ist.

Dr. HAGEDORN





MITGLIEDERVERZEICHNIS DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

EHRENMITGLIEDER

Fräulein Ebba Tesdorpf
Frau Marie Zacharias

VORSTAND

Vorsitzender:
Herr Ed. Lorenz Meyer

Stellvertretende Vorsitzende:
Frau Marie Zacharias

Schriftführer:
Herr Landrichter Schiefler

Stellvertretender Schriftführer:
Herr Oberlehrer Hans Brauneck

Kassenführerin:
Fräulein Emma Roosen



PRÜFUNGSKOMMISSION

Vorsitzender:

Herr Ed. Lorenz Meyer

Mitglieder:

Herr Professor Dr. Lichtwark
Frau Marie Zacharias
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Brandis
Frau Dr. Engel Reimers
Frau Marie Pontoppidan

ANREGUNGSKOMMISSION

Fräulein Käthe Bülau
Fräulein Droege
Fräulein Kortmann
Frau Dr. Kümmell
Herr Dr. H. Merck
Frau Toni O'Swald
Frau Professor Zacharias



ORDENTLICHE MITGLIEDER

Frau Albers-Schönberg
Herr Carl Andresen, Blankenese
Herr Dr. Antoine-Feill sen.
Herr Senator Baur, Altona
Fräulein Sylvia Becker
Frau Dr. Hermann Behn
Herr Generalkonsul Ed. Behrens
Herr Theodor Behrens
Herr Amtsrichter Blumenbach
Frau Amtsrichter Blumenbach
Herr H. D. Boehme
Frau Generalkonsul Eduard Bohlen
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Otto Brandis
Frau Oberlandesgerichtsrat Dr. Brandis
Herr Dr. G. T. Brandis
Frau Dr. G. T. Brandis
Fräulein Maria Brandis
Herr Oberlehrer Hans Brauneck
Frau Baronin v. Brockdorff, Annettenhöhe bei Schleswig
Herr Hauptmann Bronsart von Schellendorff, Schwerin
Frau Hauptmann Bronsart von Schellendorff
Fräulein Bodild Bronsart von Schellendorff
Fräulein Käthe Bülau
Herr Dr. A. W. Burchard
Fräulein M. Busse
Fräulein Anna Dahlmann
Fräulein Clara Dörken
Fräulein Emma Droege

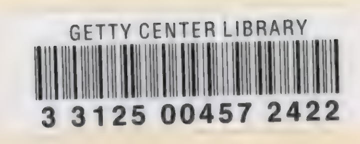
Herr Otto Embden
Frau Dr. Engel Reimers
Herr Architekt Julius Faulwasser
Fräulein Erna Ferber
Fräulein Paula Fischer
Herr Dr. Fitzler
Frau Dr. Fitzler
Frau Professor Fritsch
Herr Oberlandesgerichtsrat Funke
Frau Oberlandesgerichtsrat Funke
Frau Elisabeth Gleisner, geb. Stoltz
Herr Adolf Glüenstein
Herr Bernt Grönvold, Berlin
Frau Lili Hadenfeldt
Herr Dr. Hallier
Fräulein Nanna von der Hellen
Fräulein Melanie Hertz
Frau Dr. Rudolf Hertz
Herr Siegmund Hinrichsen, Präsident der Bürgerschaft
Fräulein Johanna Hirsch
Fräulein Marie Hirsch
Herr Architekt Janda
Herr Dr. med. Jessen
Herr Heinrich Kaemmerer, Forsthaus Heimfelderholz b. Harburg
Herr Ernst Kalkmann
Fräulein Kaumann
Herr Harry Graf Kessler, Berlin
Frau M. Kochen, geb. Kaemmerer
Herr Amtsrichter Dr. Knauer
Fräulein M. Kortmann
Frau Oberst v. Krause
Herr Dr. O. Krebs
Frau R. C. Krogmann
Frau Dr. Kümmell
Fräulein Elisabeth Lantzius
Frau Dr. Lehmann
Herr Professor Dr. Lichtwark
Frau Mary A. Loesener-Sloman
Fräulein Marie Luise Martienssen
Herr Dr. H. Merck
Herr Arnold Otto Meyer
Herr Ed. Lorenz Meyer
Frau Möring, geb. Tietjens
Herr Aug. W. F. Müller
Herr Pastor Nicolassen
Frau Pastor Nicolassen
Frau Dr. Oberg
Frau Toni O'Swald, geb. Haller
Herr Albrecht O'Swald
Frau Albrecht O'Swald
Frau Paquin
Die Patriotische Gesellschaft
Herr Hardesvogt Petersen in Lübek
Frau Fanny Pfennig, geb. Prell
Herr R. Philippi
Frau Marie Pontoppidan
Frau Ida Robinow
Fräulein Emma Roosen
Herr Landrichter Schiefler
Fräulein Jenny Schiff
Fräulein Elisabeth Schiller
Frau Dr. Max Schramm
Frau Dr. Schütte, geb. Versmann
Frau W. Schröder, geb. Siemssen, Othmarschen
Herr Amtsrichter Dr. Seelig
Frau Dr. Seelig
Frau Stockhausen

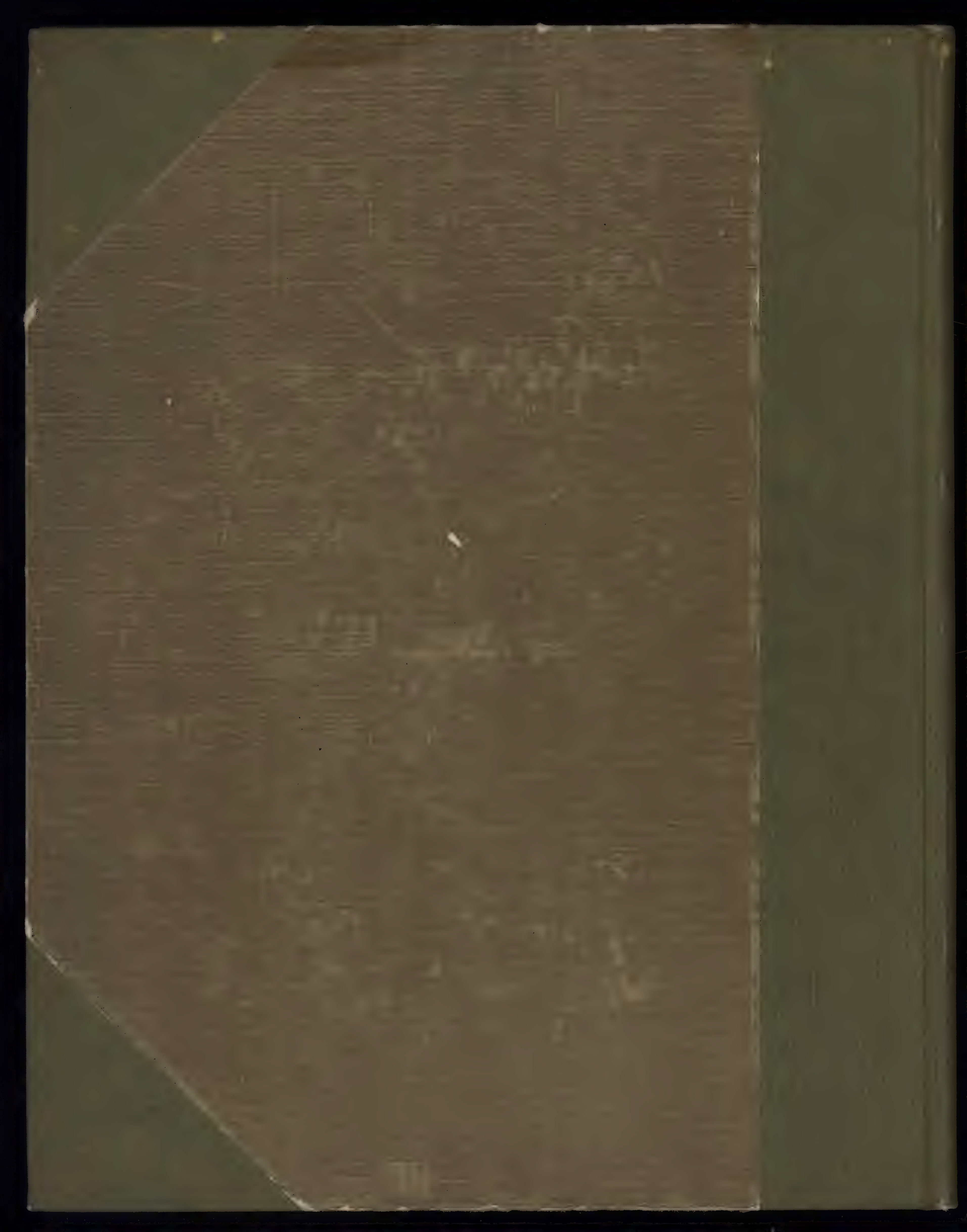
Frau Dr. Ellen Strack
Herr Dr. v. Sydow
Frau Dr. v. Sydow
Herr O. L. Tesdorpf
Frau Oscar L. Tesdorpf
Fräulein Teresa Thomählen
Herr Oberlandesgerichtsrat
Dr. Thomsen
Frau Amélie Tietgens
Frau Versmann, geb. Heldt
Herr Dr. Versmann
Fräulein M. Viol
Frau Gerta Warburg, Altona
Frau Dr. Warburg, geb. Hertz
Herr Konsul Ed. Weber
Herr Geh. Justizrat und Kammerherr
von Wedderkop, Eutin
Fräulein Marie Woermann
Fräulein Frieda Wölber
Herr Landgerichtsdirektor Dr. Wulff
Frau Marie Zacharias
Frau Professor Zacharias
Frau Dr. Zacharias

Die Mitglieder der Gesellschaft werden auf einstimmigen Vorschlag der Prüfungskommission von den ordentlichen Mitgliedern gewählt; eine Meldung zur Aufnahme findet nicht statt.




ARBEIT
ADELT





Jahresbericht 1901

Seite 21

Die Frauen von Hamburg
bis 4. Zeilen

ab 10. Zeile

Daß wir die vortrefflichsten
bis Schluß

So lange es also Männer gibt, kann man auch nicht sagen, es gebe keine keine Kinder mehr. Das größte Kind, das bis jetzt existierte, war König

/1a Salmon. Er konnte alle Frauen haben und hatte nur tausend. Tausend Frauen! Da wird es ihm wohl nicht an einer Gänsehaut gefehlt haben! Die Bibel nennt ihn einen Prediger. Ein Ehemann kann den ganzen Tag predigen, es hilft ihm nichts, und nun gar einer mit tausend Frauen! Es ist alles eitel, nichts anziehendes am weiblichen Geschlecht, sprach König Salomon. Und in der Tat, die Frau denkt immer an ihren Staat. Selbst in dem verhängnisvollen Moment, wo Eva das Paradies verlor, fiel ihr ein, daß sie "Nichts" anzuziehen hatte.

Eine Frau, die sich anzieht, zieht sich etwa nicht an, um sich eine Freude zu machen, sondern häufiger, um einer Anderen einen Ärger zu bereiten. Aus dem einfachen Feigenblatt sind "Modeblätter" geworden, von welches ein einzieges in einer größeren Auflage gedruckt wird